

GIUSEPPE ŠEBESTA



TRENTINER
VOLKSKUNDEMUSEUM
S. MICHELE
ALL'ADIGE

GIUSEPPE ŠEBESTA

TRENTINER
VOLKSKUNDEMUSEUM
S. MICHELE
ALL'ADIGE

Text, Zeichnungen und Fotos: Giuseppe Šebesta

Übersetzung: Wolftraud de Concini

© Copyright by Trentiner Volkskundemuseum - 1983

Druck: Vallagarina - Arti Grafiche R. Manfrini S.p.A.
Calliano (Trento)

UMSCHLAG:

Weibliche Festtagstracht aus dem Tesino. Nach der Zeichnung eines unbekannten holländischen Malers, 1855. Bes. Dr. Alberto Ognibeni - Pieve Tesino.

Es ist ein faszinierendes Erlebnis, durch die Säle eines Museums zu gehen, den ausgestellten «Gegenständen» zu begegnen und sich bei ihrem Anblick vorzustellen, wie die Menschen in früheren Zeiten gelebt haben, wie sie den Kampf mit der feindlichen Natur geführt, wie sie sich Arbeitsgeräte geschaffen, wie sie mit ihrer Intelligenz die «Materiale» verwandelt haben. Ein solches Erlebnis macht Mut zum Leben in der Gegenwart, und es macht uns bewusst, was wir gewesen sind und was wir - aufgrund des zwar verborgenen, aber doch realen Fortbestands der Vergangenheit in der Gegenwart - bis heute noch sind.

Zwar sprechen die ausgestellten Gegenstände auch von allein zu uns: durch ihre Form und durch ihre geschichtliche Bedeutung. Doch ein Museumsbesuch wirkt noch nachhaltiger, wenn die Person selbst zu uns spricht, die diese «Gegenstände» ausgewählt und geordnet hat, als Zeugen einer Arbeit, einer Zeit, eines Ereignisses, eines geschichtlichen Moments.

Diese Aufgabe übernimmt im vorliegenden Führer Professor Giuseppe Šebesta, der Direktor des Trentiner Volkskundemuseums. Die von ihm gewählte Richtlinie, die Synthese der verschiedenen Abteilungen des Museums, der Überblick anstelle des Bruchstückhaften, zu dem eine analytische Untersuchung notwendigerweise geführt hätte, machen diesen Führer zu einem Text, den man mit Nutzen sowohl als Vorbereitung auf den Museumsbesuch liest als auch zur Auffrischung des Gedächtnisses nach einem Besuch. Gleichzeitig aber wird hier die Geschichte eines Gebiets und seiner Bevölkerung auch mit wissenschaftlicher Genauigkeit und zugleich auf anregende Weise interpretiert.

Doch auch über das Museum selbst soll in Kürze das Wichtigste gesagt werden.

Es ist mit dem Landesgesetz vom 31. Januar 1972 mit dem Ziel gegründet worden, die Zeugen der Vergangenheit der Trentiner Bevölkerung zu bewahren und zu erforschen, und das in einem lebendigen, nach modernsten Kriterien gestalteten Museum, das unter wissenschaftlichem Gesichtspunkt allen Anforderungen gerecht wird und ständig auf den neuesten Stand gebracht wird.

Das Museum hat sich seitdem laufend vergrößert. Es umfasst inzwischen schon rund hundert Ausstellungsräume, und auch jetzt sind noch Erweiterungen vorgesehen.

Die einzelnen Abteilungen betreffen Themen, wie sie für die Bevölkerung eines Alpengebiets wie dem unseren typisch sind: Müllerei, Bearbeitung von Eisen und Kupfer, Spinnen und Weben, Alm- und Weidewirtschaft, Holzverarbeitung, Keramiken und Kachelöfen, Küche, Reb- und Weinwirtschaft, Ackerbau und bäuerliches Leben.

Unter den ausgestellten «Gegenständen» fallen allein durch ihre Grösse das Sägewerk, die Mühle, die Schmiede und die Webstühle auf. Einen besonderen Hinweis verdienen auch die Bibliothek mit ihren Spezialgebieten Ethnographie, Anthropologie und Folklore, das Fotoarchiv und das Tonbandarchiv, die laufend erweitert werden. Grosse Bedeutung kommt auch den zahlreichen Veröffentlichungen zu, die das Museum im Laufe der Jahre über verschiedene anthropologische und ethnographische Aspekte unserer Heimat herausgebracht hat.

Zur Zeit sind die dem Alltagsleben gewidmeten Abteilungen in Vorbereitung, zur Erläuterung all der Aspekte und Probleme, die das Leben des Menschen begleiten: Geburt, Taufe, Umwerbung, Heirat, Tod, religiöses Leben.

In jüngster Zeit sind Abteilungen ins Leben gerufen worden, die der Sprachwissenschaft, der Ethnomusikologie und der Auswanderung gewidmet sind. Die Forschungen auf diesen Bereichen führen notwendigerweise über die Trentiner Grenzen hinaus und betreffen auch Gegenden in verschiedenen Ländern und Erdteilen, die in der Vergangenheit das Ziel von Trentiner Auswanderern waren.

Ich bin überzeugt, dass dieser Führer ein nützliches Instrument zur lebendigen Begegnung mit einem Volk und den reichen Zeichen darstellt, die es im Laufe seiner Geschichte gesetzt hat.

GUIDO LORENZI
Präsident des Trentiner
Volkskundemuseums

MÜLLEREI

MAHLMETHODEN

In Ledro (2.-1. Jahrtausend v. Chr.) sind grosse Mengen Weizen, Gerste und Hirse aufgefunden worden (Bestimmung durch G. Dalla Fior). Eine lanzenförmige hölzerne Pflugschar, ein Brotstückchen, zwei Sicheln sowie Mühlsteine mit Zermahlern, die dabei ebenfalls ans Tageslicht gekommen sind, zeugen von der planmässigen Verwendung von Hartgetreide. Aus der Form dieser Mühlsteine und

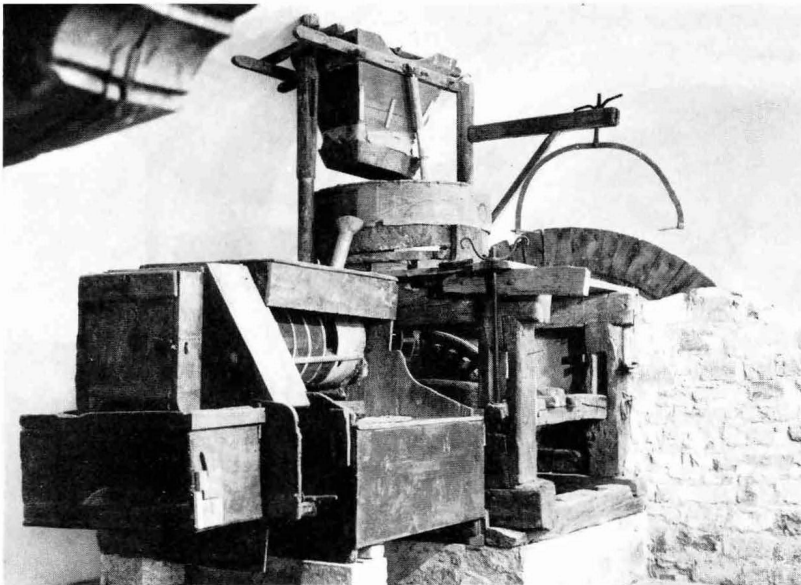


aus ethnologischen Vergleichen kann man folgern, wie sie benutzt wurden. Die Person kniete vor einem am Boden befestigten Stein, eben dem Mühl-

stein, der anfangs geglättet worden war und auf den vorher zerkleinerte Weizenkörner gelegt wurden. Dann nahm sie einen glatten, ringförmigen Stein, den Zermahler, in beide Hände, und indem sie ihn hin- und herbewegte, verwandelte sich der Weizen in Mehl. Während der Mühlstein in der Vorgeschichte immer die gleiche Form beibehielt, änderte sich im Laufe der Zeit der Zermahler. Er wurde immer grösser, und um ihn benutzen zu können, musste der Müller ihn an beiden Enden mit Griffen versehen, sogenannten «Ohren».

An die Stelle dieser Art des Getreidemahlens mit gradlinigen Bewegungen trat zur Römerzeit eine Methode mit kreisenden Bewegungen.

Eine scheibenförmige Unterlage mit leicht kegelförmiger Oberfläche lag auf dem Boden oder auf einem Tisch. In der Mitte ragte ein Zapfen heraus, der mit Blei verlötet war. Auf diesen Stein wurde ein zweiter, in der Form entsprechend angepasster Stein gelegt, der auf den Zapfen gesteckt wurde. Dieser Stein wieder hatte in der Mitte oder nahe der Mitte eine nach unten offene, vasenförmige Aushöhlung, in die das Hartgetreide geschüttet wurde. Durch einen am Rand angebrachten Griff konnte die Bewegung



reguliert werden. Wenn der obere Stein gedreht wurde, rutschten die Getreidekörner zwischen die beiden Steine und wurden auf diese Weise zu Mehl zerrieben.

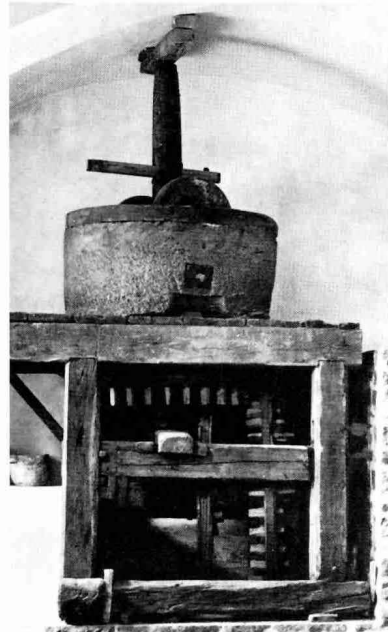
Später wurden diese beiden Steine mit strahlenförmigen Rillen versehen, um die Mahlkraft zu erhöhen.

An diesem System hat sich bis heute nichts geändert, aber geändert haben sich der Durchmesser und die Höhe der Mühlsteine, als es dem Menschen gelang, sie durch Räderwerke mit dem Wasserrad zu verbinden.

Glaubhaften Quellen ist zu entnehmen, dass es schon zur Römerzeit in Europa durch Wasserkraft angetriebene Mühlen gab. Bei uns sind sie vom 13. Jahrhundert an anzutreffen.

Diese riesenhaften Maschinen sind in Besitz der Fürstbischöfe, die sie an den Schlüsselpunkten ihres Herrschaftsbereichs aufstellen. Der Bauer ist gezwungen, sein Getreide dort zu mahlen und den entsprechenden Zehnten in Naturalien abzuliefern. Gegen das 14. Jahrhundert werden diese Mühlen an die rangniederen Feudalherren abgetreten, und im 16. Jahrhundert befinden sie sich in privater Hand. Nach dem Jahr 1900 verlieren sie an Bedeutung. Sie verschwinden aus den grossen Orten, bleiben aber weiterhin in den kleinen Dörfern in Betrieb. In unserer Gegend gibt es zwar zahlreiche Gewässer, aber oft haben sie nur eine geringe Wasserführung oder sind gar ganz ausgetrocknet. Die Menschen versehen ihre Mühlen daher mit schmalen, aber im Durchmesser grossen Rädern, die nicht mehr durch Schlagkraft, sondern durch das Gewicht angetrieben werden. Die einzelnen Fächer des Rades werden auf diese Weise zu Behältern. Durch eine Rohrleitung werden jeweils diejenigen gefüllt, die sich jenseits der vom Mittelpunkt der Radachse gefällten Senkrechten befinden, und sobald die sich in Gewicht ausdrückende Triebkraft die Trägheit der Mühle überwindet, setzt sich dieses System in Bewegung.

Das Mehl, das an den Rändern der beiden Mühlsteine hervorkommt, wird auf einem hölzernen Band zu einer Stelle geführt, von wo es durch eine Rohrleitung in ein zylinderförmiges, geneigtes und sich drehendes Sieb fällt.



STAMPFGERÄTE

Neben den obengenannten Geräten gab es dann die Stampfer, die dazu benutzt wurden, den Weizen zu worfeln und die verschiedenen Karyopsen von der Spreu zu reinigen und somit den Samen freizulegen. Bis in unsere Zeit sind zwei Typen von Stampfern überliefert worden. Der erste besteht aus einer runden Steinwanne, die in der Mitte eine Erhöhung aufweist und durch die senkrecht eine drehbare Achse verläuft. Eine weitere, rechtwinklig zur ersten angebrachte Achse trägt an den Enden zwei leerlaufende Scheiben, die in die Wanne greifen. Durch die Bewegung der senkrechten Achse sowie der beiden Scheiben, die bei der Berührung mit den Körnern eine Reibung erzeugen, wird eine ellipsenförmige Bewegung hervorgerufen, wodurch die Körner durcheinandergewirbelt und somit geworfelt werden.

Das zweite Modell besteht aus einem Steinblock mit zwei, drei, vier oder auch fünf topfförmigen Aushöhlungen, die sich am Hals verengen. Durch hölzerne Zylinder, die sich in einem Gerüst auf- und abbewegen, werden die in die Vertiefungen geschütteten Getreidekörner von der Spreu befreit.

EISENVERARBEITUNG

DIE SCHMIEDE

Zum Schmieden von Eisen, zum Kupfer- und Bronzetreiben benutzte der Schmied seit Jahrtausenden eine

gut ziehen mussten. Um die Verbrennung der Holzkohle zu beschleunigen, wurden die «Becken» der Feuerstätte durch Rohrleitungen mit zwei Arten von Gebläseanlagen verbunden, nämlich dem Blasebalg oder der hydraulischen Pumpe.

DER BLASEBALG

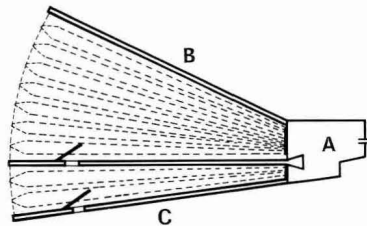
Schon in der Bronzezeit hatte der Blasebalg eine weite Verbreitung gefunden. Die Ägypter überlieferten uns durch genaue Zeichnungen die Form und die Anwendungsart dieses anfangs kleinen Geräts, das sich bis zum 15. Jahrhundert laufend vergrösserte, um von da an seine endgültige Form

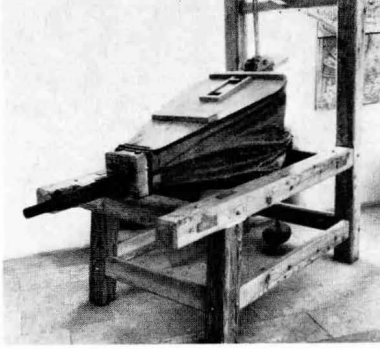


Unterlage, nämlich den Amboss, und ausserdem Zangen zum Halten sowie Hämmer, um das glühende Metall in die gewünschte Form zu bringen. Auf diese Weise entstanden aus den unterschiedlichsten geformten Metallblöcken Schwerter, Hacken, Spitzhacken, Spaten, Beile, Äxte, Hippen, Sicheln, Sensen, Riegel, Feuerböcke, Hufeisen usw.

Dabei musste das Eisen zur Rotglut gebracht werden, um geschmeidig zu werden. Aus diesem Grund stand in der Schmiede eine Feuerstelle mit zwei Feuern, deren Kamine besonders

beizubehalten. Die in den Schmieden unserer Gegend benutzten Blasebälge unterschieden sich von den Handblasebälgen lediglich in der Grösse und



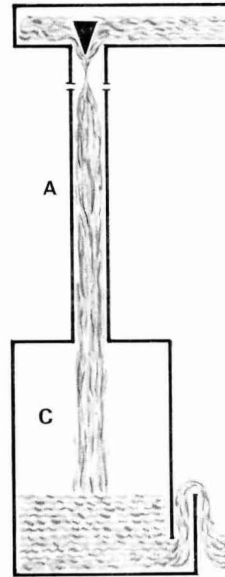


cher öffnet, während es unten mit einem Behälter C verbunden ist, der eine zylinderartige Form hat. Dieser Behälter, der aus Mauerwerk oder Stein bestehen oder auch ein einfaches Holzfass sein kann, hat am Fuss eine Öffnung, die ein Wasserventil bil-

durch das Vorhandensein eines Luftzufuhrreglers. Dieser Blasebalg besteht aus drei trapezförmigen Holzwänden, die von einem Punkt A ausgehen, wobei die beiden Wände B und C beweglich sind. Da alle drei am Aussenrand durch eine Lederhülle miteinander verbunden sind, entstehen zwei voneinander getrennte Kammern: der Regler oben und der Verdichter unten. Beide sind durch ein Ventil miteinander verbunden, während nur eine, ebenfalls mittels eines Ventils, eine Verbindung nach aussen aufweist. Werden nun diese Holzwände durch einen Hebel oder ein Pedal gehoben und gesenkt, so ergibt sich ein anhaltender Luftstrom.

HYDRAULISCHE PUMPE

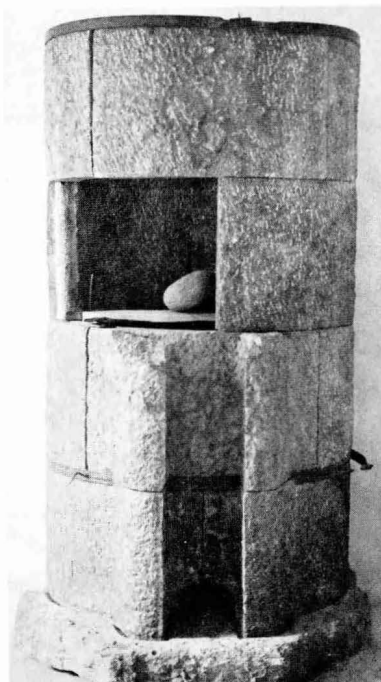
Diese Pumpe, die in alten katalanischen Öfen oft anzutreffen war, entstand in Italien und wurde 1588 von Gianbattista Porta beschrieben. Sie besteht aus einem senkrechten Rohr A, das sich oben in einen Wasserspei-



det. Beim Herabstürzen aus dem Behälter B durch das Rohr A saugt das Wasser durch kleine Öffnungen im Rohr die Aussenluft an der Stelle an, wo der Wasserfluss sich verengt, und es reisst sie mit sich in das Behältnis C, wo sie durch das Wasserventil zurückgehalten wird. Der auf diese Weise entstehende «Wind» wird durch eine Leitung von geringem Durchmesser zu den Feuerstellen geführt.

Das Fallrohr wurde aus Holz hergestellt, und seine Höhe schwankte zwischen drei und vier Metern, während der innere Durchmesser zwischen 10 und 15 cm lag. Der Zufluss zum Rohr konnte durch einen keilförmigen Verschluss abgesperrt werden.

Der relativ niedrige Druck, der hierbei entstand, reichte aber doch aus, um

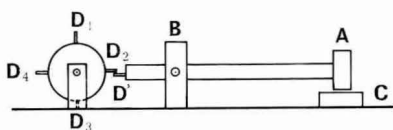


das bescheidene Feuer der Schmiede gleichmässig zu speisen. Die gleichen Pumpen wurden im 19. Jahrhundert bei den Hochöfen im Primiero paarweise in Betrieb genommen.

DER SCHMIEDEHAMMER

Das Wasserrad, das um das 13. Jahrhundert an vielen Maschinen angebracht wurde, bewirkte in der damaligen Technik umfassende Veränderungen, und allmählich fand es auch in der Schmiede Anwendung.

Auf diese Weise entstanden die Schmiedehämmer, nämlich riesige Hämmer, deren Stiele zwischen zweieinhalb und dreieinhalb Meter lang waren. Ihr Kopf A hatte ein Gewicht zwischen 35 und 180 kg, und er ruhte aufgrund seiner Schwere auf der Oberfläche eines Ambosses C. Durch rechtwinklige Zapfen festgehalten, bewegte sich der Stiel in einem Eisen- oder Holzgestell B. Er trug am Ende einen eisernen Nocken C. Rechtwinklig zum Stiel drehte sich neben diesem Nocken eine mit dem Wasserrad verbundene Spindel, aus der vier Nocken D1, D2, D3 und D4 ragten. Beim Drehen trafen diese Nocken nacheinander auf den Nocken am Stielende des Hammers, der dadurch angehoben wurde, um dann wieder durch das eigene Gewicht zurückzufallen. Bei je-



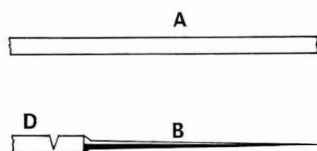
der Spindelumdrehung wurde der Hammer also viermal angehoben, um jedesmal wieder auf den Amboss zurückzufallen. Wollte man die Hammerschläge beschleunigen, so brauchte man nur mehr Wasser zuzuführen. Dieses technisch neue Gerät trat im Trentino Anfang des 16. Jahrhunderts auf. Es nahm dem Schmied zwar mühevollen Schwerarbeit ab, aber gewisse Gegenstände konnten nicht mehr in der früheren Perfektion hergestellt werden.

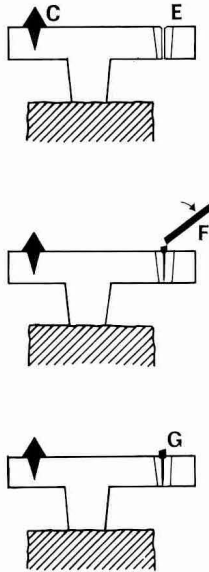
NÄGEL

Wenn wir einen Nagel aus dem 5. Jahrhundert v. Chr. (Schaubild 6) mit einem heutigen vergleichen, müssen wir feststellen, dass der Nagelschmied vom ursprünglichen Prototyp nicht abgewichen ist. Bei Nägeln aus vorgeschichtlicher Zeit kann man oft ein grosses Ebenmass zwischen Kopf, Kern und Winkeln finden, was auf eine ausserordentliche Bearbeitungstechnik schliessen lässt. Mehrere Gründe trugen dazu bei, dass die Bewohner des Ledrotals die Weidewirtschaft aufgaben und sich auf die Herstellung von Nägeln spezialisierten: Es gab hier reichlich Wasser, die Eisengruben lagen in der Nähe, und ausserdem grenzt das Tal an Brescianer Gebiet, wo die Schmiedekunst schon seit Jahrhunderten ein hohes Niveau erreicht hatte.

Die Nagelschmieden waren in kleinen Gebäuden mit einer oder zwei Feuerstätten (jede mit zwei Feuerstellen) untergebracht. Ringsum standen vier oder sechs Porphyrböcke, die jeweils einen T-förmigen Amboss trugen. Der Amboss hatte an beiden Enden ein Loch. Während der Arbeit kam in das linke Loch ein Setzmeissel, in das rechte Loch dagegen ein parallelfaches Untergesenk mit einem durchgehenden Loch, das je nach der gewünschten Nagelform ausgewechselt werden konnte.

Der Nagel entstand dann folgendermassen: Eine Eisenstange A wurde zur Weissglut gebracht und mit Hammerschlägen zur Form B getrieben. Mit einem Setzmeissel C wurde das Stück D markiert, aber nicht ganz durchgestossen. Es wurde mit der Spitze in die Lochplatte E eingeführt und durch Biegung abgebrochen. Der herausragende Teil wurde dann gehämmert, bis er die Form eines Kopfes G hatte. Die Bewohner des Ledrotals entwickelten sich bald zu Spezialisten in die-





sem Handwerk. Vor 50 Jahren waren sie im ganzen Alpenraum als Hersteller von Nägeln für Bergschuhe bekannt.

An einem Tag erzeugte ein Nagelschmied zwischen 2000 und 2700 Nägel.

MESSER

Die Verwendung von Stahl zur Herstellung von Schneidewerkzeugen setzte sich erst gegen Anfang des 16. Jahrhunderts durch.

Um ein gutes Messer anzufertigen, musste man Stahl benutzen, der leicht schweisbar war, unter den Hammerschlägen weder Risse noch Sprünge bekam und ausserdem auch bei grosser Hitze noch seine Härte behielt.

Ein tüchtiger Messerschmied ging folgendermassen vor: Er bearbeitete eine Stahlstange grob zu einer Klinge, wobei er die Lage der Stange zwischen den Kohlestücken so regelte, dass er sie möglichst wenige Male erhitze. Damit die Klinge nicht allzu spröde wurde, verband er sie mit einem Eisenteil, aus dem er den Ansatz und die Angel gewann. Die beiden Teile wurden miteinander verschweisst, indem

die Eisen- und die Stahlform, die an den Schweissnähten vorher dünner gemacht worden waren, erhitzt wurden. Dabei brachte der Schmied die Eisenform zur Weissglut und bestreute sie mit kieselhaltigem Sand oder mit Borax. Der Stahlteil dagegen wurde auf eine weniger hohe Temperatur gebracht.

Nachdem er beide aus dem Feuer genommen hatte, legte er sie an den dünnen Stellen aufeinander und bearbeitete sie mit raschen und geschickten Hammerschlägen, bis sie miteinander verbunden waren.

HUFEISEN

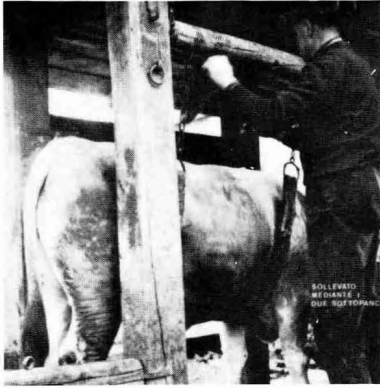
Ein Pferd oder ein Zugrind müssten regelmässig alle 50-60 Tage beschlagen werden, damit das befestigte Hufeisen am nachwachsenden Huf keine Verformungen hervorruft. Da ein Hufeisen durchschnittlich ein Kilogramm wiegt und ein Tier vier solcher Eisen nötig hat, verbraucht es jährlich 24 kg Eisen.

In der kleinen Stadt Trient fanden schon im 16. Jahrhundert alljährlich zwei Märkte mit jeweils etwa 2000 Stück Vieh statt. Dabei waren an einem einzigen Tag 8000 kg Eisen in Umlauf. In Europa wurden Schlachten geführt, an denen an einem Tag 20.000 Pferde beteiligt waren, und als Richard Löwenherz zu einem Kreuzzug aufbrach, nahm er 50.000 Hufeisen mit sich.

Eine Marktanalyse über das Eisen, das vom 12. Jahrhundert an verbraucht worden ist, könnte zu überraschenden Ergebnissen führen.

Das durch Nägel am Huf befestigte Eisen trat zwischen 900 und 1100 zugleich in Europa und in Kleinasien auf. Die Trentiner Talbewohner mussten dem Bischof aufgrund der Gebhardtschen Verträge schon im Jahr 1113 als jährlichen Zehnten auch eine gewisse Anzahl Hufeisen entrichten.

Da die Pferde einen kräftigen Huf haben, können sie mühelos beschlagen werden - was nicht für die Rinder gilt, die einen Spalthuf haben. Schon vom 16. Jahrhundert an wurden parallellflache Gerüste aus fünf senkrechten Pfählen errichtet, zwischen die das Rind gestellt wurde. Mit einem Strick wurden die Hörner an einem Pfahl befestigt. Ein ringförmiger, um das



Maul geführter Riemen hinderte es an der Bewegung. Durch zwei an kleinen Winden befestigte Bauchgurte wurde das Rind angehoben, bis es nicht mehr fest auf der Erde stand, und die Füße wurden nacheinander mit Schnüren an Querhölzer gebunden.

Der Hufschmied entfernte das alte Hufeisen, indem er seitlich der Hufe die herausragenden und vorher zurückgeschlagenen Nagelspitzen abzwackte und sie dann mit Zangen von unten herauszog. Anschliessend glättete er die Hufe mit Meissel und Messer. Er schätzte Grösse und Form ab und ging in die Schmiede zurück, wo er ein neues Hufeisen schmiedete oder eines aus den vielen schon fertigen auswählte. Er legte es probeweise an den Huf und änderte es ab, bis es sich ihm perfekt anpasste.

Zur Befestigung eines Hufeisens benutzte man 7 (4 + 3) oder 6 (3 + 3) Nägel; für ein kleinhufiges Rind vier Nägel und die Klappe, für ein grosshufiges Rind dagegen 6 (5 + 1) Nägel und die Klappe. Vom Mittelalter an liessen sich die Hufschmiede an den bedeutendsten Verkehrswegen nieder, wo die Handelszüge Halt machten und die Pferde gewechselt wurden.

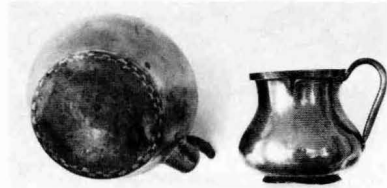
Die wichtigsten Ortschaften waren Ala, Rovereto, Trient, Roverè della Luna, Auer, Cavalese, Predazzo, Moena, Mezzocorona, Cles, Malè, Vezzano, Ponte Arche, Stenico, Tione, Pinzolo, Arco, Mori, Pergine, Levico, Borgo, Fonzaso und Primiero. Aber das Schmiedehandwerk blühte auch in kleineren Orten, wo allerdings vor allem einfache Hammerschmiede tätig waren.

KUPFER

Wenn man heutzutage von Kesseln spricht, denkt man dabei an Gegenstände, die aus gewalztem Kupfer gepresst worden sind.

Früher wurden sie auf ganz andere Art hergestellt. In der Kupferschmiede stand ein Schmelzofen, der gewissen offenen Öfen des 16. Jahrhunderts glich; denn zur Herstellung eines Kessels ging der Kupferschmied von einem kalottenförmigen Stück aus.

Im Inneren des Ofens, im Zuschlag, legte der Kupferschmied jedesmal von neuem sein Becken aus Tonmasse, zerstaubten Ziegeln und Holzkohle an. Er legte Kohle auf, zündete sie an und setzte den Blasebalg in Betrieb. Während er dann und wann Kohle und Kupferstückchen hinzufügte, wartete er, bis das Metall schmolz und flüssig wurde, um es dann mit grossen, mit Ton verkleideten Schöpfkellen in feuerfeste Formen zu giessen. Mit Hilfe einer Zange brachte er die erstarrte, aber noch glühend heisse Kalotte auf den Amboss und begann sie zu bearbeiten. Sie nahm unter den wiederholten Schlägen die Form eines Beckens an, das sich immer mehr vergrösserte und dessen Wände zugleich dünner wurden.



Wenn das Kupfer zu sehr erkaltete, brachte der Schmied es auf einem offenen Feuer neuerlich zum Glühen und schlug mit dem Hammer darauf ein, bis es einem formlosen Hut glich. Auf diese Weise entstand ein Gefäss, dessen Boden in der Mitte stärker war als die Kesselwände, die sich nach oben immer mehr verdünnten. Ein solcher



Kessel war äusserst feuerbeständig und tat 50, ja 100 Jahre lang seinen Dienst.

Dieser Kupferhut wurde dann kalt getrieben, und durch Schläge mit einem runden Hammer auf Boden und Wände wurde er noch widerstandsfähiger. Der obere Rand wurde durch einen eisernen Reif verstärkt, und mit vier Nieten wurden zwei Ringe befestigt, in die der halbkreisförmige, bewegliche Griff kam.

Wer einen neuen Kessel brauchte, ging mit dem alten zum Kupferschmied und gab ihm, nachdem der Unterschied in Material und Arbeit ausgerechnet worden war, den Auftrag zu einem Kessel «für fünf, sechs, sieben Personen».

Die Verarbeitung von Kupfergefässen setzte sich im Trentino zu Beginn des 16. Jahrhunderts durch. Ein lebhafter Handel brachte Kupfer aus dem Primiero ins Suganatal und aus dem Fersental in die Gegend von Pergine. Kupferschmieden entstanden in Borgo, Pergine und Trient, und in der Schlucht des Velabachs blühte dieser Gewerbezweig 400 Jahre lang.

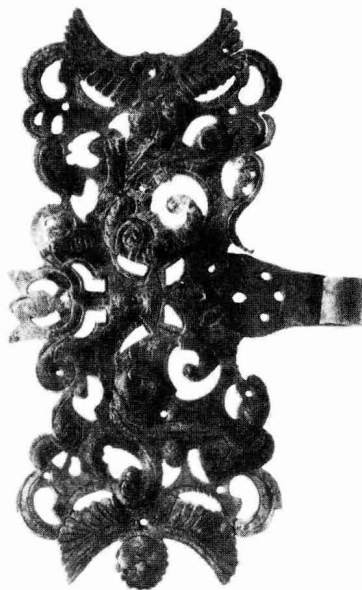
SCHLÖSSER

Eisen und Messing wurden zur Herstellung von Schliessvorrichtungen benutzt, die brüniert, matt, mit Arabesken verziert, ziseliert oder versilbert sein konnten.

Der Schmied konnte bei diesen Arbeiten seine ganze handwerkliche Geschicklichkeit und seinen künstlerischen Sinn unter Beweis stellen. So sind Riegel, Schildchen, Schlösser, Vorhängeschlösser, Scharniere, Angeln, Schrauben und Nägel von aussergewöhnlicher Schönheit entstanden.

Die Scharniere, die Türen und Fenstern als Stütze dienen und die Bewegungen ermöglichen, bestehen aus zwei Teilen: dem Träger, dessen Bolzen am unbeweglichen Teil befestigt ist, und dem am beweglichen Teil angebrachten Scharnierband. Im Mittelalter waren diese Türbänder sehr lang und führten oft quer über den beweglichen Teil, wodurch sie zugleich auch als Schutzvorrichtung dienten. Sie wurden mit Nägeln befestigt, deren Kopf verziert war, und auch die Nägel selbst wurden so eingeschlagen, dass sie ein Muster bildeten. Um das 16.

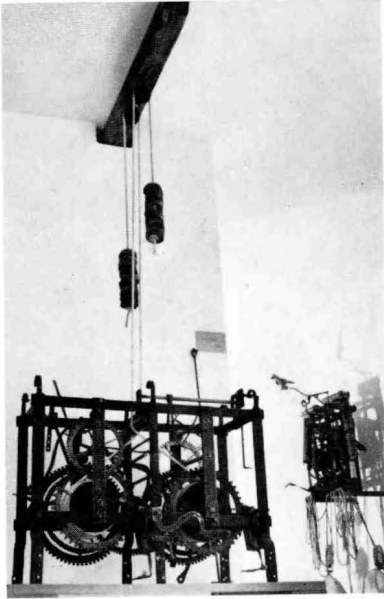
Jahrhundert wurden die Scharnierbänder immer reicher mit Blumenmotiven verziert. Der Handwerker schmiedete zuerst einen geraden Beschlag mit einigen Ansätzen. Gesondert stellte er Blütenstengel und Blätter mit ebenso vielen Ansätzen her. Er brachte sie zur Rotglut und verband sie durch Hammerschläge mit dem eigentlichen Beschlag, der so zu einem wahren Kunstwerk wurde. Oft verzierte er diese Beschläge auch mit einfachen Platten, die er vorher geformt, ausgeschnitten oder durchbohrt hatte.



Vom 13. Jahrhundert an bestand in jeder Stadt eine auf die Herstellung von Schlössern und Riegeln spezialisierte Werkstätte, und in jedem Jahrhundert wurden eigene, typische Verzierungen ersonnen. Es gab kein Schloss für Tore, Türen, Sitztruhnen, Hochzeitstruhnen, Schreine oder Geldschränke, das sich nicht durch eine besondere Ausschmückung, ein besonderes Blumenmuster ausgezeichnet hätte. Durch den Einbau von immer mehr Schnapp- und Hemmvorrichtungen und durch Geheimverschlüsse entwickelten die Handwerker auch äusserst komplizierte Schlösser.

UHREN

Unter Anwendung des Galileischen Pendels und der Anschläger entwickelten die Hammerschmiede komplizierte Mechanismen, in denen sich mit Untersetzungsgetriebenen verbundene Räderwerke, die durch Gewichte belastet waren, über einen mehr oder weniger langen Zeitraum hinweg beweg-



ten und dabei die Zeit angaben. Im Trentino stellten Giuseppe de Domini, Bartolomeo Bertola und Lorenzini wunderschöne Pendeluhrn mit Gehäusen aus Eisen oder Messing her, die mit Schlagwerken ausgestattet waren und auch den Tag, den Monat und das Jahr anzeigten. Daneben wurden von weniger bekannten Uhrmachern auch Turmuhrn angefertigt.

Bei der Herstellung der Zahnräder stellten diese Schmiede, die zugleich auch Uhrmacher waren, grosses Geschick unter Beweis. Im 18. Jahrhundert wurden Zahnräder hergestellt, deren Kupplung auf einer Welle mit vier gabelförmigen Speichen lief. Dazu schmiedete der Handwerker einen Reifen mit Zähnen, brachte ihn zur Rotglut, setzte ihn zwischen die vier Speichen und liess ihn abkühlen -

was erhebliches technisches Können erforderte.

Vom 19. Jahrhundert an gab es in fast allen Trentiner Tälern Schmiede, die Turmuhrn zu entwerfen und bauen vermochten.

WEBEREI

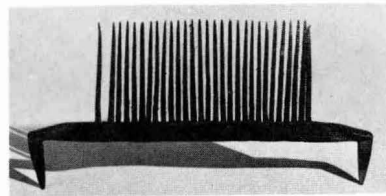
DAS SPINNEN

Die grossartigste Entdeckung auf dem Gebiet des technologischen Fortschritts geschah zweifellos in dem Augenblick, als man erkannte, dass aus kleinen, gerupften und zu einem Band gedrehten Haarbündelchen ein widerstandsfähiger Faden entstand. Noch bewundernswerter war, dass dazu Flachs benutzt wurde, befinden sich dessen Fasern doch im Inneren der Pflanze.

Der Mensch der Jungsteinzeit erfand dazu einige Geräte, die im Laufe der Zeit logisch weiterentwickelt wurden und sich bis heute erhalten haben.

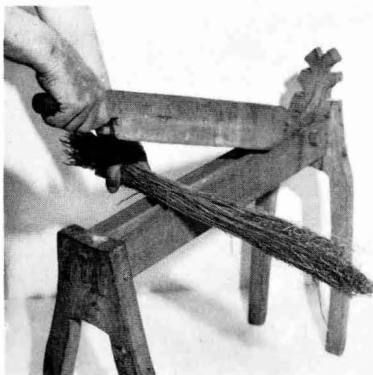
Die feinen, in den Pfahlbauten von Ledro (2.-1. Jahrtausend v. Chr.) aufgefundenen Stoffe zeugen vom hohen Können der Spinnerinnen.

Bis vor 50 Jahren wurde der Flachs im Trentino im Juli gesät. Im Herbst wurden die Pflanzen geerntet und zu Bündeln zusammengefasst, die zwei oder drei Tage lang aufrecht in der Sonne zum Trocknen aufgestellt wurden. Der Flachs wurde dann mit sehr kräftigen Kämmen bearbeitet, bis sich die Körner vom Halm lösten.



Die Bündel wurden nun ins Wasser getaucht, wo sie - mit Brettern und Gewichten beschwert - 10-15 Tage lang blieben und zu faulen begannen. In Pejo, Rabbi, Celentino, Pinzolo, Roveda, Pieve Tesino und Canal San Bovo wurden die Halme dagegen auseinander-

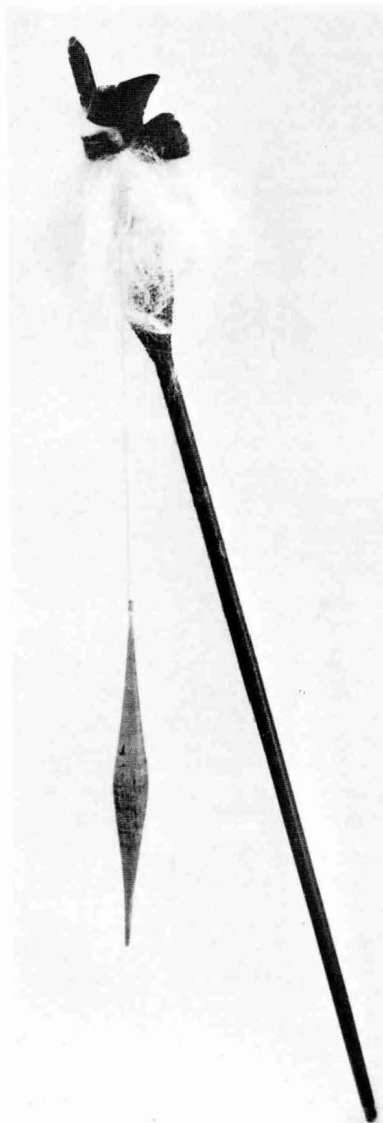
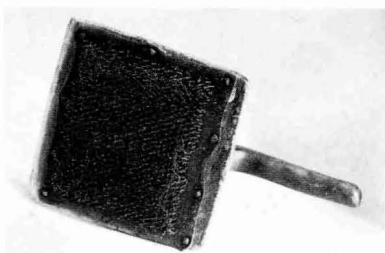
dergebunden und im Freien ausgebreitet, damit sie durch die Einwirkung des Taus in Fäulnis übergingen. Anschließend wurden sie erneut an der Sonne getrocknet und auf der Tenne oder im Keller gestapelt. Im Spätherbst wurden sie zerkleinert, und zwar mit einfachen oder komplizierteren, auf vier Beinen stehenden hölzernen Messern: der sogenannten Flachsbreche.



Mit Hilfe von kleinen Brettern, die zwischen dem rechten Fuss und der linken Hand gehalten wurden und die in der Mitte einige kräftige Spitzen aufwiesen, wurde der Flachs von Holzresten gereinigt und anschliessend gebrochen und nochmals gehechelt. Man erhielt auf diese Weise silberglänzende, weiche Fasern.

Um die Wollbüschel zu entwirren, zu reinigen und die Haare parallel anzuordnen, erfand man Wollkratzen, nämlich zwei mit Metallspitzen versehene Holzbrettchen.

Die Haare oder die Fasern kamen auf



besondere Spinnrocken, an denen sie durch Bänder oder Häubchen befestigt wurden. Unsere Grossmütter hielten nun den Rockenstiel zwischen Arm und Achsel und verspannten jeweils drei oder vier Haare oder Fasern miteinander, indem sie sie auf eine Armlänge oder etwas mehr zwischen Daumen und Zeigefinger drehten. Diese

Drehung gelang noch vollkommener, wenn sie sie an die Fäden eine Spindel banden.

DAS SPINNRAD

Die Einführung des Spinnrads um das Jahr 1400 brachte für die Spinnkunst eine Umwälzung mit sich; denn die Arbeit wurde dadurch erleichtert und beschleunigt.



Der von der Spindel oder vom Spinnradrocken genommene Faden wurde in weiten Windungen auf ein doppeltes, drehbares Gestell aufgewickelt, wodurch Strähnen entstanden, die mühe-los gewaschen, entfettet und gefärbt

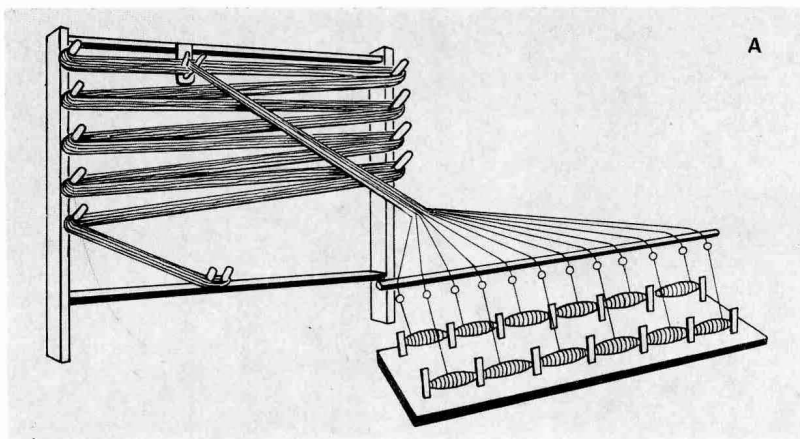
werden konnten. Diese Strähnen wurden schliesslich mit Hilfe von Spulmaschinen auf kleinen Rocken oder gelochten Stäbchen zu Knäueln aufgewickelt.

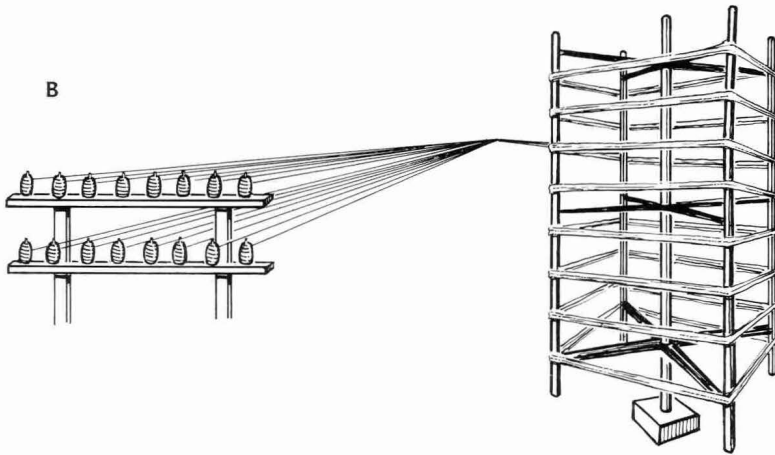
DIE ANZETTELUNG

Ein Gewebe besteht aus parallel zueinander angeordneten Fäden, der sogenannten Kette, zu der quer von rechts nach links und umgekehrt ebenfalls parallele Fäden verlaufen. Es ist nicht leicht, auf einem Webstuhl Hunderte oder Tausende von parallel laufenden Fäden zu einer Kette zu ordnen. Wenn man aber in den 20 Fächern eines Kastens ebenso viele mit Fäden bewickelte Rocken unterbringt, deren Enden herausgezogen und aufgewickelt werden, so erhält man Gruppen von jeweils 20 Fäden. Um auf einem Webstuhl 200 Kettfäden anzubringen, genügen also zehn solcher Gruppen, und mit 50 Gruppen erhält man 1000 Fäden.

Im Trentino wurden zwei verschiedene Kettmaschinen benutzt: je nach Gegend eine feststehende oder eine bewegliche.

Beim älteren Modell A wurden die Fäden durch eine Spatel mit mehreren Löchern auf die Pflöcke der zwei senkrechten Stangen gespannt. Da dem Scherer die Entfernung zwischen den beiden Stangen bekannt war, konnte er gleich die gewünschte Länge des zu webenden Stoffes festlegen.



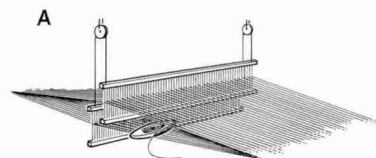
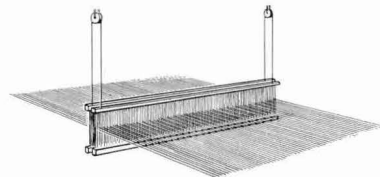
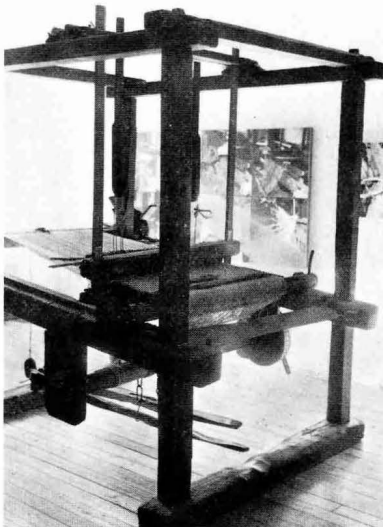


Beim Modell B wurden die Fäden auf eine sehr hohe, senkrechte Garnwinde gespannt, deren Rippen jeweils einen Meter voneinander entfernt waren. Bei jeder Drehung wurden also vier Meter zu Gruppen gefasster Fäden aufgewickelt.

WEBSTUHL

Ein Webstuhl besteht aus einem parallelfachen Gerüst, das auf halber Höhe auf zwei Zylindern (Weberbäumen)

so viele Fäden trägt, wie für die gewünschte Breite und Länge eines Gewebes nötig sind. Alle Kettfäden laufen dabei durch die Ösen von Schäften, die in zwei Gruppen unterteilt sind. Durch Pedale, Schnüre und Rollen werden diese Schäfte so bewegt, dass die geradezahligen Kettfäden angehoben, die in ungerader Zahl dagegen gesenkt werden und umgekehrt. Auf diese Weise bildet sich ein Pass A, durch den der Weber rasch und mühelos sein Schiffchen werfen kann, das den Schussfaden enthält. Die Zähne eines grossen Kamms, der zwischen den Schäften und dem We-



berbaum, auf den der Stoff aufgewickelt wird, angebracht ist, greifen zwischen die einzelnen Kettfäden und drücken den vom Schiffchen abgerollten Schuss gegen den schon fertigen Teil des Gewebes, das sich damit um einen Schussfaden verlängert. Durch die Pedale werden jetzt die vorher angehobenen Kettfäden gesenkt und die gesenkten angehoben, sodass sich die Kettfäden kreuzen und den Schuss fest einschliessen. Das Schiffchen wird wieder durch den Pass zurückgeworfen, der Kamm in Bewegung gesetzt, und dann läuft der Arbeitsgang erneut von vorn ab.

Doch der Mensch hat sich damit noch nicht zufriedengegeben. Er ist darauf gekommen, dass er das Gewebe komplizierter gestalten und dadurch Muster erzielen konnte, wenn er die Anzahl der Schäfte erhöhte und die Kettfäden nach einem festgelegten System in Ösen einschloss. Der Webstuhl wurde so vervollkommen, dass die Schäfte durch Lochkarten automatisch bewegt wurden, und zwar einzeln oder in Gruppen. Auf diese Weise konnten ohne Schwierigkeiten Gobelins und Damaste angefertigt werden.

In den Pfahlbauten von Ledro sind neben beachtlich vielen Resten von Leinengeweben auch zwei Gürtel, von denen einer vollständig erhalten ist, zutage getreten, sowie Spinnrollen und Webstuhlgewichte. Ausserdem ist ein kleiner Kamm gefunden worden, der einem Weberkamm ähnelt, sowie Büschel schon gebrochener Leinenfasern.

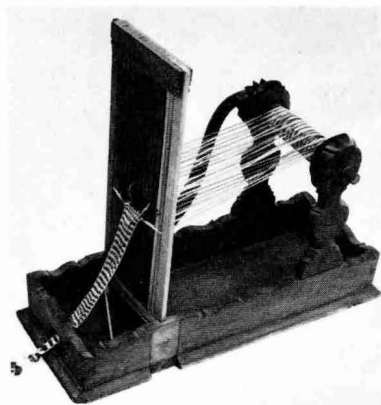
Eine gewisse Anzahl von Rippen, auf denen darüber hinweggelaufene Fäden Rillen hinterlassen haben, und andere Knochen zeugen von der Weber Tätigkeit. Daneben ist eine beachtliche Menge von Kornelkirschen aufgefunden worden, die bei den mit dem Spinnen beschäftigten Frauen einen reichlichen Speichelfluss hervorrufen sollten.

Weitere Zeugen der Weber Tätigkeit im Trentino sind die zahlreichen Schergeräte aus der Eisenzeit, der Römerzeit sowie der Zeit der Völkerwanderung. Auf geschichtlichem Bereich wird von der Weberei zum erstenmal ausdrücklich in den Gebhardschen Verträgen (1113) gesprochen: Die Bewohner des Fleimstals mussten sich dazu verpflichten, dem Fürstbischof als Zehnten jedes Jahr eine bestimmte Menge an Webwaren abzuliefern.

SEIDE

Die ersten Maulbeerbäume wurden im Jahr 1414 im Lagarinatal und zwei Jahre später im Gebiet von Rovereto angepflanzt.

IN TRIENT: Fürstbischof Ulrich IV. gibt dem Genuesen Agostino de Spinulis, einem Meister in der Seidenherstellung, die Erlaubnis, sich in der Stadt anzusiedeln, und er erkennt ihm das Privileg zum Betreiben seines Gewerbes zu. Trentiner Firmen, die sich immer mehr ausdehnen, rufen aus Modena und Bologna auf dem Gebiet der Seidenerzeugung erfahrene Handwerksmeister herbei. Führend auf diesem Bereich ist Gian Battista a Prato. Zwischen 1550 und 1600 sind in der Stadt 27 Seidengeschäfte und -fabriken in Betrieb.



IN ROVERETO: Gerolamo Savioli führt die Kunst der Seidenweberei aus Basiglio ein. 1580 entstehen am Leno die ersten wassergetriebenen Seidenspinnereien. 1668 gibt es neun Spinnereien, die 1676 eine lebhaftere Ausfuhr Tätigkeit nach Deutschland beginnen. 1798 gelangt Seide aus Rovereto nach Lyon. 1834 bestehen 27 Seidenspinnereien und 36 Spinnmaschinen.

IN ALA: Zwei Genueser Flüchtlinge führen hier die Kunst ein, «samartige Seidenstoffe auf Genueser Art» herzustellen. 1657 sind zwei Webstühle in Betrieb. 1700: 80 Weber. 1747: 171 Weber. 1757: 20 Fabriken, 131 Webstühle, 300 Arbeiter. 1765: 33 Fabriken, 300 Webstühle. Dann setzt der Niedergang ein.

Allgemeine Lage im Trentino: im Jahr 1842 sind 275 Spinnereien mit 1600 Arbeitern und zudem zwei Monate im Jahr mit noch 8500 Frauen in Betrieb. 1855 befällt eine Krankheit die Seidenraupen und vernichtet sie. Im Jahr 1890 geht die Anzahl der Arbeiter von 10.000 auf 2.000 zurück.

IN STRIGNO bestehen im Jahr 1852 acht Seidenspinnereien mit 68 Kesseln, in Grigno eine Spinnerei mit 14 Kesseln, in Ospedaletto eine mit 10 Kesseln. In Borgo organisieren die Grafen Giovanelli um 1600 einen blühenden Handel, der eng mit der Seidenerzeugung verbunden ist.

Zwischen 1864 und 1869 bricht überall eine Krankheit aus, die die Seidenraupe vernichtet. Ein Trentiner Priester, Don Grazioli, begibt sich nach Japan, um - trotz der strengen Gesetze des Landes, das für eine solche Tat die Todesstrafe ausgesetzt hat - einen neuen Samen nach Europa zu bringen, durch den die Seidenraupenzucht erneuert wird. So kommt aus unserer Heimat der Anstoss zum Wiederbeginn einer regen Tätigkeit in ganz Europa.

gebiete zugesprochen bekamen. So errichteten sie auf halber Höhe über den Dörfern und weit oben im Gebirge Almhütten.

Manchmal suchten benachbarte Gemeinschaften sie sich anzueignen, woraus Streitigkeiten erwuchsen, die sich sogar über Jahrhunderte hinziehen konnten. Vom 13. Jahrhundert an verbrachten die Trentiner Notare ihre meiste Zeit damit, Urteile über den «Weidebesitz» auszusprechen. Die Milch- und Käseprodukte erlangten eine so grosse wirtschaftliche Bedeutung, dass Grundstücke, Wiesen und Häuser für Käse- und Butterpartien verkauft wurden. Jede Gemeinschaft legte eigene Wege an, die zu den Almhütten führten, und es wurden die Tage für den Almauftrieb im Frühjahr und den Abtrieb im Herbst festgelegt. Es entstanden die «unteren» und die «oberen» Almhütten, die Satzungen wurden niedergeschrieben, und man benutzte Bücher zur Abrechnung.

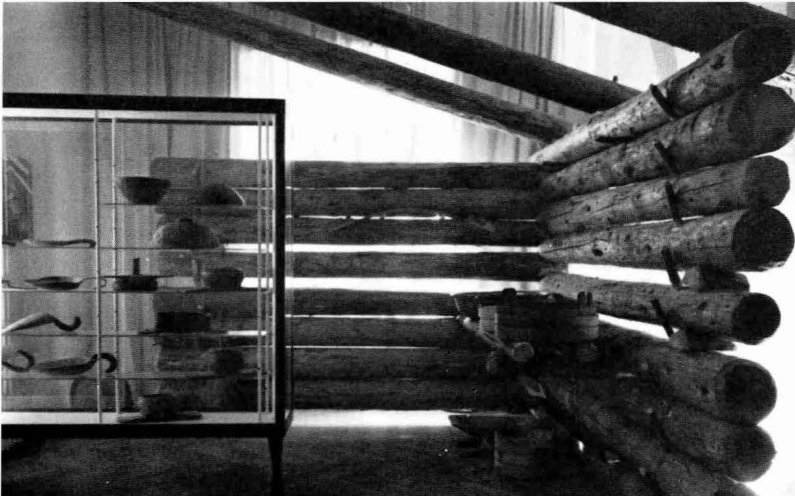
Zu Beginn der guten Jahreszeit übernahm ein Senn, dem ein zweiter Senn und ein Viehhüter zur Seite standen, die Herde. Die Rinder verliessen das Dorf und folgten dem jahrhundertealten Weg zur Alm, auf der sich, umgeben von anderen Gebäuden, die Almhütte erhob.

Bis gegen das 19. Jahrhundert verbrachte das Vieh die Nacht im Freien, durch ein weites Gehege oder durch einfache Steinmauern geschützt. Bei Morgengrauen zog der Viehhüter mit der Herde auf die Weide, während die

ALMWESEN UND ALMPRODUKTE

ALMWESEN

Vom 12. Jahrhundert an setzten die Talgemeinschaften gegenüber ihren Feudalherren durch, dass sie Weide-



in der Almhütte zurückgebliebenen Senne die Butter- und Käsezubereitung besorgten.

Ein nahe der Almhütte gelegener Bau diente zur Aufbewahrung der frisch gemolkenen Milch.

Dieser Bau bestand manchmal aus waagerechten Balken, die so übereinandergelegt waren, dass immer frische Luft durch den Innenraum wehte. In einigen Tälern war dieser Bau aus Mauerwerk, und auf seinem tiefer gelegenen Fussboden wurden im Frühjahr grosse Schneemassen angehäuft, die bis in den Herbst hinein nicht schmolzen. In einem Gebäude aus grob behauenen Steinen, das sich in einiger Entfernung erhob, wurde der Käse gelagert.

Bei Sonnenuntergang brachte der Hirt das Vieh wieder zur Almhütte zurück, wo es gemolken wurde.

Im Spätherbst wurde auf der Alm der Abtrieb festlich begangen. Das Vieh wurde mit Blumen geschmückt, und die «Königin» der Herde bekam das schönste Geschirr umgebunden. Es traten gewöhnlich auch Musikanten mit Ziehharmonika und Geige auf. Der Tag verging mit Kraftproben zwischen Mensch und Tier, und dazwischen tanzte man im Takt einer Mazurka, einer Polka oder einer Parisienne.

Am Tag darauf wurde das Vieh zu den Dauerställen im Tal hinabgeführt. In den Ortschaften trafen sich die Dorfältesten, die Erträge wurden in die Gemeinderegister eingetragen, und jede Familie erhielt die ihr zustehende Butter- und Käsemenge.

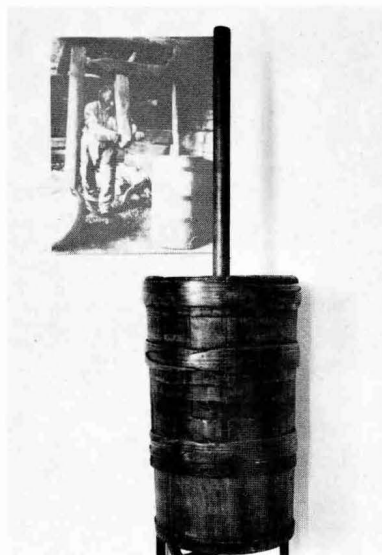
Im Dorf ging man - in Erwartung des neuerlichen Almauftriebs im folgenden Jahr - wieder zu den alltäglichen Beschäftigungen über.

BUTTER

Zur Butterzubereitung benutzte man grosse Holztröge, in die die Milch geschüttet wurde. Der nach oben gestiegene Rahm wurde mit gelochten Holz- oder Kupferlöffeln abgeschöpft, zuerst in Eimer und dann schliesslich in die Butterfässer umgefüllt.

Die Butterfässer sind Behälter, in denen der Rahm durch heftiges Schlagen in Butter verwandelt wird. Im Haus waren sie aus Tannenholz, auf der Alm aus Buchen- oder Eichenholz, und man unterscheidet feste und bewegliche Butterfässer. Zylinderförmig sind

die feststehenden Butterfässer, in denen ein Kolben von Hand auf- und abbewegt wird, wodurch sich der Rahm in Butter verwandelt. In den beweglichen Butterfässern wird der Rahm dadurch zu Butter, dass er - durch die Bewegung des ganzen Behälters - gegen die Wände geschlagen wird.



Die Butterfässer wurden dann geöffnet und die Buttermilch in einen Holztrög geschüttet. Die Buttermasse wurde im Butterfass selbst mindestens zweimal mit Wasser gewaschen und dann auf einen leicht geneigten Tisch gelegt, wo sie mit den Händen kräftig durchgeknetet und dabei mit kaltem Wasser befeuchtet wurde. Der Käser nahm von der gesamten Masse etwa 5-6 kg ab, die er weiter bearbeitete, indem er sie immer wieder knetete, bis auch der letzte Rest Buttermilch herausgedrückt worden war. Mit Hilfe eines mulden- oder sattelförmigen Beckens warf er sie mehrmals in die Luft, fing sie immer wieder auf und gab der Masse dadurch eine ei- oder zylinderähnliche Form.

In manchen Gegenden wurde die Buttermasse mit zwei mit Griffen versehenen Brettchen bearbeitet, bis sie die Form eines Ziegels erlangte.



Diese Butterformen wurden dann durch besondere Geräte mit Streifenmustern versehen oder mit einem hölzernen Messer mit Punkten verziert. Um sein Erzeugnis zu kennzeichnen, benutzte der Käser hölzerne Stempel, die Symbole, Initialen oder Daten trugen. Erst gegen 1850 kamen die eigentlichen «Butterformen» in Umlauf, die ein Kilo, ein halbes oder ein Viertel Kilo Butter fassen konnten. Am häufigsten trifft man unter den Verzierungen Bergblumen an, gefolgt von stilisierten Kühen, Bienen und dem christlichen Symbol des Kreuzes.



KÄSE

Um zu vermeiden, dass die Milch zu rasch von selbst gerann, begann der Senn im Sommer schon früh am Morgen mit der Käsezubereitung. Nachdem er den Rahm abgeschöpft hatte, schüttete er die Milch in hölzerne Eimer und brachte sie in die Almhütte, wo sie zusammen mit anderer Magermilch in einen grossen, über einem offenen Feuer aufgehängten Kessel gegossen wurde. Die entrahmte Milch wurde erwärmt und dabei mit einem Holzquirl umgerührt. Die Milch musste auf eine Temperatur von 32-37 Grad gebracht werden, und jeder Käser hatte seine eigene, aus der Erfahrung erwachsene Methode, die Temperatur zu bestimmen. Der Kessel wurde dann vom Feuer genommen und der Flüssigkeit eine kleine Menge Lab zugesetzt. Im Sommer gerann die Milch in 20-30 Minuten. Der Senn durchschnitt die Masse nun einige Male mit dem Rahmlöffel und teilte sie dadurch in Scheiben auf. Mit einem Quirl zerriss er alles in nussgrosse Stückchen, die er dann noch einmal mit einem anderen Gerät zerkleinerte. Der Kessel kam neuerlich auf das Feuer, und durch die Einwirkung der Wärme wurden die vom Käser ständig umgerührten Klümpchen, die vorher weich, glänzend und glasig gewesen waren, jetzt rau, schwer und fest. Nach und nach verbanden sie sich zu einer leicht strohfarbenen Masse miteinander. Der Käser fachte das Feuer an und fügte so viel Safran hinzu, dass die Masse eine kräftig gelbe Farbe annahm.

Erst jetzt nahm er den Kessel endgültig vom Feuer und wartete, bis sich die Klümpchen auf dem Boden abgesetzt und fest miteinander verbunden hatten. Er legte ein Stück Leinen zwischen Kesselwand und Käse, hob die ganze Masse heraus und lagerte sie in einem Eimer ab, wo in kurzer Zeit die Molke herausfloss.

Dann füllte er die weiterhin von einem Leinentuch umwickelte Masse in hölzerne Ringe um, die er auf eine geneigte Oberfläche legte. Der von einer Holzscheibe und einem Gewicht beschwerte Käse verlor hier den letzten Rest an Flüssigkeit. Innerhalb 24 Stunden wurde er zwei- oder dreimal umgewendet, anschliessend an einen anderen Ort gebracht, und am dritten Tag wurde er gesalzt.



SCHAFE

Schon vor Jahrhunderten wurden die Schafe aus dem Trentino im Sommer und Herbst auf die Weideplätze in den Alpen getrieben, während sie in der venetischen und der Poebene überwinterten. Zweifellos kann man sogar von einem «Weg der Schafe» sprechen. Im 13. Jahrhundert gab es im Etschtal Sommerställe, die aus einer Schutzhütte für die Hirten und Stallungen für das Vieh bestanden.

Die am häufigsten begangenen Marschrouten waren die Strecken Branzoll-Verona-Mantua und Cortina-Pordoi-Joch-Tesero-Lases-Pergine-Vincenza. Im 16. Jahrhundert gab es im Tesino 40.000 Schafe und 20.000 im Gebiet um Pergine. Auf den Bergen oberhalb Tesero befanden sich die grossen Sammelplätze für die Schafe, die hier zusammengetrieben wurden, zwischen fast unzugänglichen Weiden und steil abfallenden Felswänden. Den Schafen genügte ein karger Weideboden, eine Wasserquelle, und sie nächtigten unter freiem Himmel.

Der Schafhirt suchte in Felshöhlen Zuflucht, und er ernährte sich ausschliesslich von Polenta (Maisbrei) und Käse.

Er war genügsam, wortkarg, mutig wie nur wenige. Die Unbilden des Wetters, die Dunkelheit flossten ihm keine Angst ein. Treuer Gefährte war ihm der Schäferhund, der ihm überallhin folgte und der die Herde auf einen Pfiff zusammen- oder weitertrieb. Er hatte immer eine Sense, einen Dolch und einen kräftigen, manchmal gebogenen oder mit einem runden Griff versehenen Stock bei sich, den er im Notfall als Keule benutzen konnte, mit der er seine Beute oder den Gegner auch auf grosse Entfernung unfehlbar traf. Vor dem Abzug aus dem Dorf hatte er alle ihm anvertrauten Schafe mit farbigen Streifen auf dem Fell oder mit Einschnitten an den Ohren gekennzeichnet. Während er mit seiner Herde durch die Alpen zog, hinterliess er an den Felswänden längs seiner Marschroute einfache Zeichnungen: ergreifende Geschichten, in deren Mittelpunkt immer wieder die Schafe, der Hund, das Heim, das Kreuz und die Monstranz standen.

Die langen Stunden der Einsamkeit vertrieben sich die Schäfer mit Schnitzarbeiten, und sie brachten es dabei zu erstaunlicher Meisterschaft. Unter ihren geschickten Messerschnitten verwandelten sich einfache Holzstük-

ke in wunderschöne, formvollendete Hirtenstäbe, in Halsreifen für Kühe und Schafe, auf denen sie immer wieder Themen aus dem Leben der ihnen so fernen Gemeinschaft darstellten. In der Sonne, in den männlichen und weiblichen Figuren, in Vögeln und Herzen, mit denen sie Wiegenbögen und Spinnrocken verzierten, drückten sie ihre Botschaft der Liebe aus, ihre Träume, die sich nie verwirklichten.



HOLZVERARBEITUNG

HOLZ

Das erste Werkzeug, das zum Holzfällen benutzt wurde, war eine Steinaxt. Wenn man die in den Pfahlbauten von Ledro zutage getretenen, bearbeiteten Baumstämme anschaut, kann man die «Hiebbreite» abschätzen und daraus auf die möglichen Formen und Gewichte dieser Geräte schliessen. In Ledro wurden die Baumstämme aber nicht nur gefällt, sondern auch zu Balken und zu dünnen Brettern für den Bodenbelag verarbeitet.

Die Form dieser vorgeschichtlichen Äxte aus Chloromelanit hat sich über die Jahrhunderte hinweg erhalten, wie es noch heute die Beile der Holzfäller bezeugen.

Die zur Holzverarbeitung verwendeten Werkzeuge sind Geräte zum Fällen, Sägen, Spalten und zum Abrinden. Die Axt und das Breitbeil werden mit beiden Händen umfasst, und mit ihnen werden Holzstämme mit grossem Umfang gefällt. Dabei wird die Axt zum Fällen und zum Abhacken der dicken Äste benutzt, während die Stämme dann mit den Breit- und Handbeilen entrinde und beschlagen werden.



Zur Bearbeitung von dünnerem Holz und von Baumstümpfen verwendet man dagegen die mit einer Hand benutzte Hippe. Die Säge, die hart, dünn, platt und scharf sein muss, wird hauptsächlich beim Fällen benutzt, und mit ihr werden die Stämme dann der Länge nach durchgeschnitten.

Die gefällten Stämme wurden bis zur Lagerstätte auf dem Rücken getragen, geschleift oder gerollt. Sie konnten aber auch von Tieren gezogen werden, wobei auch Seile, hakenförmige und mit Griffen versehene Eisengeräte oder Ketten benutzt wurden, die mit Hilfe von Eisenkeilen am Stamm befestigt wurden.

Vor 50 Jahren wurden die Stämme in Holzrutschen, den sogenannten «Riesen», zu Tal befördert. Es handelte sich dabei um halbkreisförmige Kanäle, die gewöhnlich aus sechs dicken Stämmen von 8-10 m Länge gefertigt waren, denen sich bis ins Tal hinunter immer wieder weitere sechs Stämme anschlossen.

In früherer Zeit wurde in bestimmten Tälern - z.B. dem Avisiotal und den Judikarien - mehr als 500 Jahre lang das Wasser zum Holztransport benutzt. Dazu legte man oberhalb der gefällten Baumstämme, die im Bachbett lager-

ten, Schleusen aus Holz an, die mit Erdrich und Gestein angefüllt wurden und mit Schiebern, Türen oder anderen Absperrvorrichtungen versehen waren, die im gewünschten Augenblick plötzlich geöffnet werden konnten. Eine riesige aufgestaute Wassermasse stürzte zu Tal, riss die Baumstämme mit sich und brachte sie an den Bestimmungsort. Die künstliche, vom Menschen gewollte und kontrollierte Überschwemmung war eines der Mittel, die der Mensch ersonnen hatte, um die Ufer vor Schäden zu bewahren.

SÄGEREIEN

Schon in der Römerzeit wurde eine Säge benutzt, die sich bis heute in der Form erhalten hat. Sie war in einem rechteckigen Holzgestell befestigt, und mit ihr konnten aus den Stämmen Bretter gewonnen werden. Der im Wald gefällte Baumstamm wurde auf einen oder zwei, mehr als mannshohe Sägeböcke gelegt. Von den zwei Sägern stand einer auf dem Stamm und der andere auf dem Boden. Sie setzten die gezähnte Klinge an einem Stammende an, bewegten sie auf und ab und schnitten den Stamm der Länge nach durch.



Mit unendlicher Geduld gelang es ihnen auf diese Weise, aus dem Baumstamm eine bestimmte Anzahl von Brettern zu gewinnen. Diese einfache Arbeitsweise änderte sich schlagartig nach dem 13. Jahrhundert, als die Säge mit einem Wasserrad gekoppelt wurde.

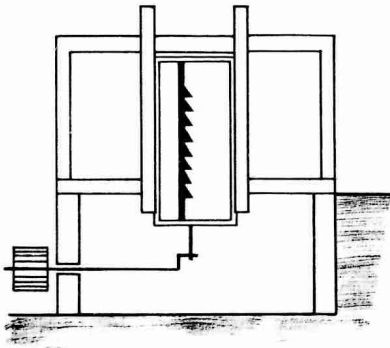


● «Der Säger». Venedig, Markuskirche, Hauptportal.

Die Sägen behielten ihr ursprüngliches Prinzip bei, nahmen aber beträchtliche Ausmasse an. Sie bewegten sich in äusserst festen Gerüsten, während die Baumstämme durch Schlitten, an denen sie befestigt waren, nach vorn und gegen die Säge geschoben wurden. Diese Maschinen wurden «Veneziane» genannt, da sie von Venetien her durch das Brentatal auch das Trentino erreicht hatten.

Eine erste «Veneziana» finden wir schon im 16. Jahrhundert in Borgo. Im 18. Jahrhundert dann sind diese Sägereien bis in hoch gelegene, fast unzugängliche Täler (Roveda, in 1400 m Höhe) vorgedrungen. In grosser Anzahl finden wir sie im Fleims- und im Fassatal.

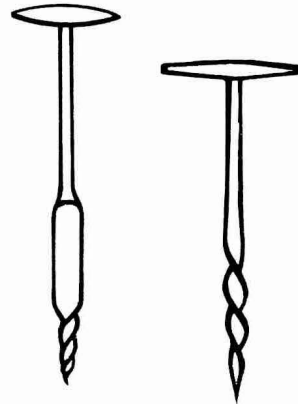
In Molveno lagen sie längs der Ufer eines Bachs so dicht nebeneinander, dass das Tal selbst danach benannt wurde: «Val delle Seghe» («Tal der Sägen»). Diese Sägereien haben immer zwei Stockwerke. Am grob gemauerten, vertieft gelegenen Erdgeschoss ist aussen ein Wasserrad angebracht, dessen Achse durch eine weite Öffnung ins Gebäudeinnere geführt wird. Am Ende dieser Achse ist ein Gelenk oder ein mit einem Exzenter versehenes Schwungrad befestigt, das durch eine Welle mit dem unteren Teil des Sägewerkgestells verbunden ist. Der hölzerne Fussboden im ersten Stock trägt ein Laufgestell aus Rollen, auf denen sich der Schlitten bewegt. Auf halber Länge befindet sich die Säge. Sie besteht aus einem einfachen, parallelfachen Holzgerüst mit Dachsparren, die die beiden Giebel des Schin-



deldachs bilden. Eine teilweise Öffnung wird durch eine Holzwand verschlossen, und auf der kleineren Seite schliesst sich ein niedriger, gemauerter Bau an, der dem Säger während der Arbeiten im Winter als Unterstand dient.

BOHRGERÄTE

Es handelt sich hierbei um Stichbohrer, Lochbohrer und Bohrmaschinen. Mit dem Stichbohrer macht man kleine Löcher. Man nimmt dazu den Griff in die Hand und dreht ihn wie eine Schraube, sodass er ins Holz eindringt. Er besteht aus einem Stiel, der sich in der Mitte zu einer schraubenförmigen Spirale mit schneidenden äusseren Profilen ausweitet. Die beim Bohren entstehenden Späne gelangen durch die Rinne nach aussen.



Bei den Lochbohrern unterscheidet man hohle und schraubenförmige. Die Rinne der hohlen Lochbohrer ist im Schnitt halbkreisförmig, und sie weist gerade, scharfe Ränder auf. Diese Geräte können eine gleichbleibende Breite haben oder nach unten schmaler werden.

Die schraubenförmigen Lochbohrer weisen einen Stiel auf, der in eine Kopfschraube ausläuft, mit der das Loch angebohrt wird. Sie können eine oder zwei Schrauben haben. Statt ei-

BOHRER FÜR WASSERLEITUNGEN

Vom 16. Jahrhundert bis zum Ende des 19. Jahrhunderts wurden die Leitungen, die das Trinkwasser von den Quellen in die Dörfer führten, aus Holz hergestellt.

Dazu wurden Lärchen gefällt und ihre Stämme in vier Meter lange Stücke geschnitten und entrindet. Sie wurden auf dafür bestimmte Böcke gelegt und

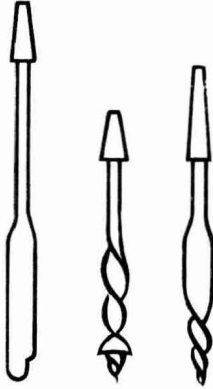
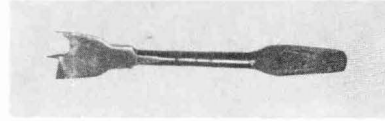
mit mehr als fünf Meter langen Bohrer im Inneren gelocht, wobei man zuerst mit einem dünnen Bohrer ein kleines Loch bohrte, das dann mit einem grösseren Bohrer erweitert wurde.

Ein Ende wurde im Inneren stumpfkugelförmig ausgeweitet, das andere zugespitzt. Die Stammsegmente wurden nun ineinandergesteckt, und mit angepressten Baumwoll- oder Leinentüchern wurden sie auch an den Fugen abgedichtet.



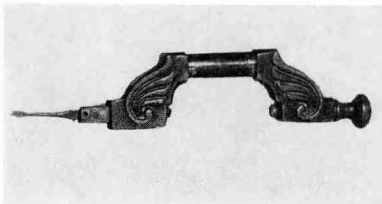
Wasserleitungsbauer. Agricola G. «De re metallica», Buch VI, Basel 1563.

nes Griffs haben sie oft einen quadratischen Kopf, der in das Loch eines eigenen Griffs gesteckt werden kann, oder einen Drehmechanismus.



HANDBOHRGERÄTE

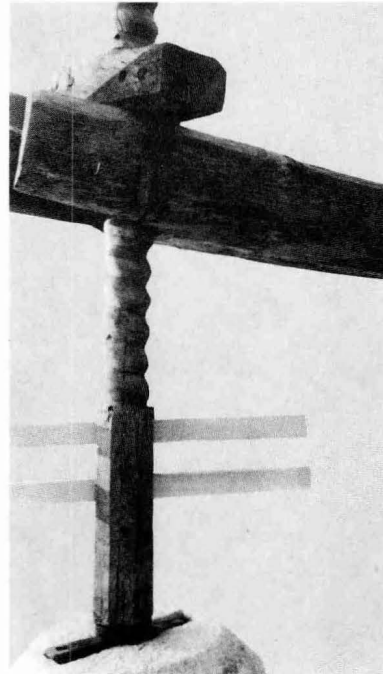
Mit Hilfe des Bohrgeräts wird der Bohrer in eine ständige Drehung versetzt. Das Gerät besteht aus einer ellbogenförmigen Kurbel aus Holz oder Eisen. Diese Kurbel endet auf einer Seite mit einem breiten, leer laufenden Knopf, auf den man mit der Hand drückt. Auf der anderen Seite endet sie mit einem gelochten Kopf, in den die Stiele der Bohrer eingeführt und dann mit Flügelschrauben blockiert werden. In der Mitte weist die Kurbel einen leer laufenden Griff auf.



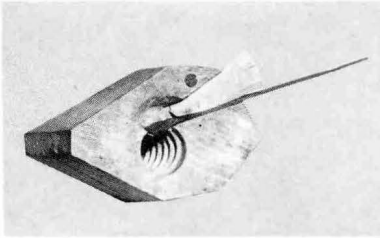
Die in das Handbohrgerät eingeführten Bohrer haben unterschiedliche Formen. Am praktischsten sind die Bohrer mit drei Spitzen. Beim Eindringen in das Holz lösen sie es in waagerechten und senkrechten, zylinderförmigen Schichten heraus.

HOLZSCHRAUBEN

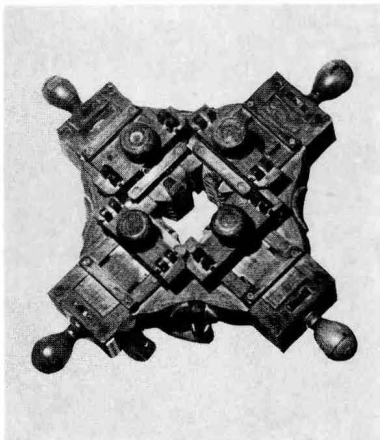
Die Holzschrauben sind schon seit ältester Zeit bekannt, und sie wurden von Bauern und Handwerkern benutzt. Riesige, mehr als mannshohe Schrauben für Pressen sind schon vor dem 13. Jahrhundert bezeugt. Für die Schraubstücke und die beweglichen Schlitzen der Hobelbänke wurden kleinere Holzschrauben benutzt. Während die Schrauben für die Pressen handgefertigt wurden, stellte man die normalen Schrauben mit Hilfe einer Gewindekluppe her, die aus einem kräftigen Holzblock mit einem Loch bestand, in das ein leicht kegelförmiges Muttergewinde eingeschnitten war. Eine seitlich angebrachte, stechbeitelartige und regulierbare Schneide schnitt in den mit Druck eingeschraub-



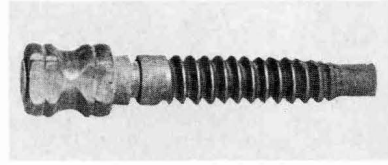
ten Holzzylinder das Gewinde ein. Beim ersten Durchgang wurde der Zylinder nur eingeritzt, beim zweiten und dritten wurde das Gewinde dann vertieft, bis es die gewünschte Tiefe erreicht hatte.



Hier eine Gewindekluppe des 18. Jahrhunderts, die aus Fiera di Primiero stammt.

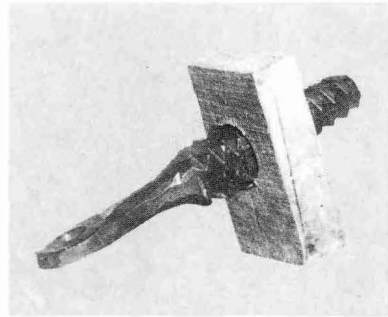


Durch vier Holzschrauben, die mit kräftigen Griffen versehen waren, wurden vier Muttergewindestöcke gegen einen Holzzylinder gedrückt, der mit Gewalt eingeschraubt wurde. Die Gewindestöcke besaßen zwei Stechbeitel. Bei mehreren Durchgängen, bei denen die Öffnung nach und nach verkleinert wurde, entstanden formvollendete Holzschrauben.



ZAPFEN

Mit diesem Werkzeug konnte ein gelochtes Holzstück mit einem Gewinde versehen werden.



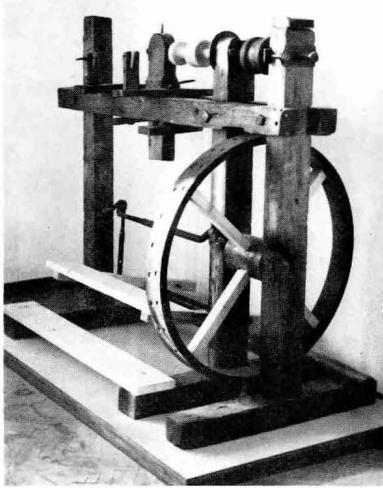
Die Schraube hat in der Praxis nur dann Bedeutung, wenn sie in ein Muttergewinde eingeschraubt werden kann. Ein solches Muttergewinde entsteht in zwei Phasen:

- 1.) Ein Stück Hartholz wird mit einem Bohrer gelocht, dessen Spitze einen bedeutend kleineren Durchmesser hat als die Schraube.
- 2.) Durch das Loch wird mit Gewalt ein mit einem Gewinde versehener Stiel aus gestähltem Eisen eingeführt. Die Auskehlungen oder Aushöhungen des Gewindes (gewöhnlich drei) bilden mehrere spiralförmige, scharfe und schneidende Kanten.

DREHBANK

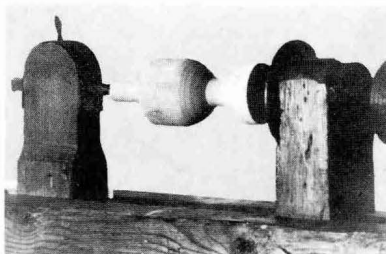
Wenn man die Ober- und Unterseite einiger Holzteller, die sich im Staatlichen Museum in Neapel befinden, aufmerksam anschaut, muss man zugeben, dass es schon zur Römerzeit ausgezeichnete Drehbänke gegeben hat. Was die Grösse angeht, so muss es sich dabei um Maschinen gehandelt

haben, die den heutigen in den Ausmassen gleich waren. Im Jahr 1529 ist in Trient ein Holzdrechsler tätig, und seine Drehbank ähnelt der aus Serio (19. Jh.), die in unserem Museum ausgestellt ist.



Im oberen Teil wies die Drehbank eine Drehscheibe und eine kleine bewegliche Säule auf, in der das zu drehende Stück Holz festgeklemmt werden konnte.

Durch ein Pedal, das mit dem Gelenk des Schwungrads verbunden war, und durch einen Treibriemen zwischen dem Schwungrad und der Scheibenachse wurde die Scheibe in eine drehende Bewegung versetzt. Wenn man nun an das sich drehende Stück Holz einen Hohlmeissel oder ein Stemmei-



sen anlegte, wurde das Holz gekerbt. Um das 14. Jahrhundert waren Drehbänke in Betrieb, die mit dem Peitschensystem arbeiteten.

An der Decke des Raums war ein langer, elastischer Stab befestigt, von



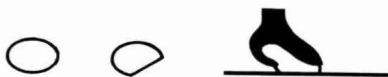
dessen einem Ende ein Seil herabkam, das zwei- oder dreimal um die Achse der Scheibe gewickelt und unter der Drehbank mit einem Pedal verbunden war. Wenn man mit dem Fuss auf das Pedal trat, drehte sich die Scheibe in einer Richtung; wenn man gleich darauf den Fuss wegnahm, zog der Stab das Seil an sich, wodurch die Scheibe sich in der Gegenrichtung drehte. Die Drehbank drehte sich also abwechselnd im Uhrzeigersinn und umgekehrt. Der Drechsler setzte das Stemmeisen nur dann an, wenn das Holzstück sich ihm entgegendrehte.

Eine Drehbank dieser Art war bis 1938 in Caldonazzo in Betrieb.

HOBEL

Wenn wir einen apfelsinengrossen Kieselstein nehmen und ihn so behauen, dass er auf einer Seite flach und konkav wird, bekommen wir einen Hobel. Bewegt man ihn auf einer Oberfläche aus Holz mit etwas Druck hin und her, so entstehen Späne.

- **«Der Drechsler»** Christoffel Froschover **«Gemeiner loblicher Eydgnoschaft Stetten Landen und vöckeren Kronich würdiger thaaten beschreibung»**. Zürich 1548.



In Ledro sind teilweise verkohlte, völlig glatte Bretter zutage getreten, die keine Beilhiebe aufweisen. Sie lassen darauf schliessen, dass sie mit hobelähnlichen Geräten bearbeitet worden sind. Wenn man Parallelepipeden aus Holz mit Schabern aus Stein versieht, hat man einen heutigen Hobel vor sich. Eine bronzezeitliche, in einen Holzblock eingefügte Axt könnte einem solchen Gerät ähneln.



Mit dem Aufkommen des Eisens wird der Hobel perfektioniert; denn ein Eisenklumpen konnte zu einem dünnen Stemmeisen geschmiedet werden.

Man kann je nach Verwendungsmethode drei Hobelarten unterscheiden:

- 1.) Hobel zum Glätten von ebenen Flächen
- 2.) Hobel zur Herstellung von Kehlungen und Rahmen
- 3.) Hobel zur Vorbereitung von Verbindungsstellen.

Am meisten werden folgende Hobel verwendet:

HOBEL ZUM VORARBEITEN

Mit ihm werden gesägte Oberflächen grob bearbeitet.



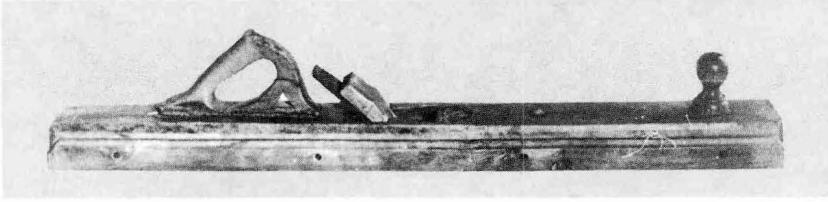
Die heutigen Hobel bestehen aus einem Holzblock, der einen Schlitz und ein Loch aufweist, damit die Späne nicht am Eisen hängenbleiben. Als Schneide dient ein mehr oder weniger geneigtes Stück Eisen, das durch einen Holzkeil festgehalten wird.

Die Wirkung des Hobels hängt von der Breite des Schlitzes und der Neigung der Schneide ab. Bei einer Neigung von 45 Grad löst er lange Späne ab; steht die Schneide senkrechter, so kratzt der Hobel.



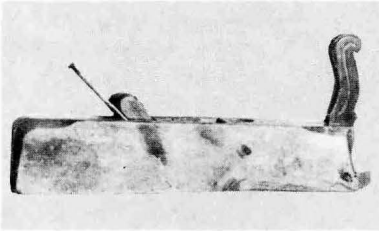
STOSSHOBEL

Er dient zum Glätten und Säubern grosser Oberflächen. Er ist besonders lang und weist am hinteren Ende einen Griff auf.



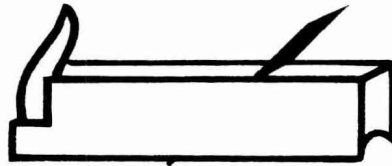
HOBEL

Er ist kürzer als der Stosshobel und hat vorne einen horn- oder knopfförmigen Griff.



Manchmal weisen sie feste oder bewegliche Ränder auf, die mit hölzernen Schrauben und Muttergewinden befestigt sind.

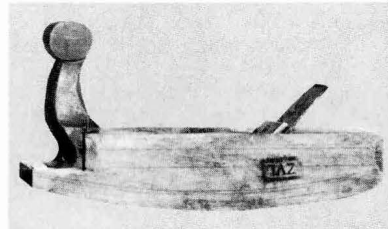
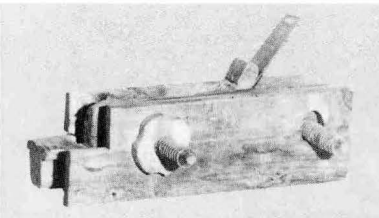
Es gibt ausserdem auch Hobel, mit denen konvexe und konkave Rinnen gemacht werden können.



Zum Glätten von Oberflächen, die durch einen oder mehrere Vorsprünge begrenzt werden, benutzt man einfache oder doppelte, mit Eisen verstärkte *Kehlhobel*. Sie werden gegen den zu bearbeitenden Rand gestemmt.

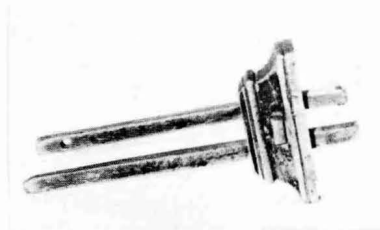


Der Zimmerer und der Tischler benutzen auch gebogene Hobel und Kehlhobel, die sich zur Bearbeitung von konkaven und konvexen Oberflächen eignen.

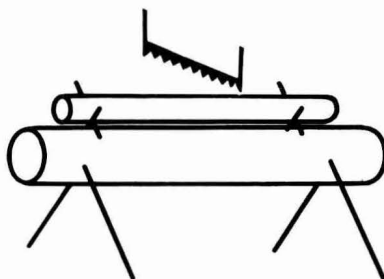


MARKIERUNGEN AUF DEM HOLZ

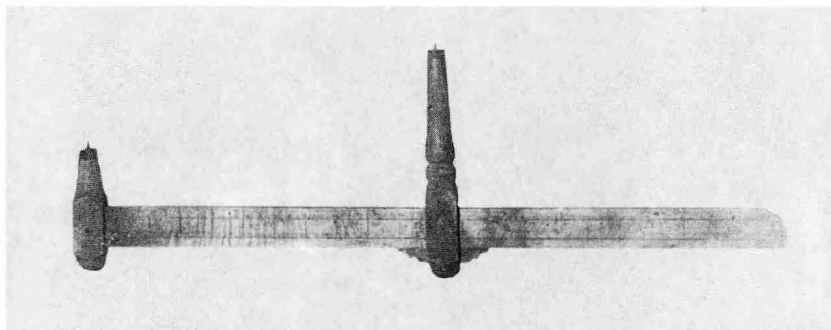
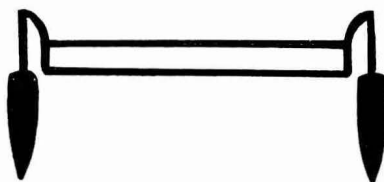
Um Oberflächen aus Holz zu markieren, benutzen die Handwerker lieber Spitzen als Bleistifte. Am beliebtesten ist der Stahlstift, gefolgt vom Stichmass, vom Stichmass mit zwei Spitzen und vom messerförmigen Stichmass.



Weitere Geräte sind der Tischlerwinkel und der Anschlagwinkel. Zur Markierung von Reifen werden Stangen- und Zimmererwinkel benutzt.



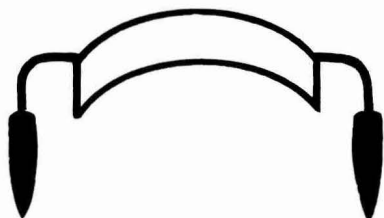
Mit dem Schneidmesser kann man Stäbe dünner machen, glätten und ihnen die gewünschte Form geben.



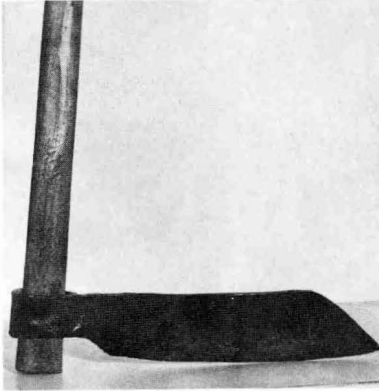
EINFACHE GERÄTE ZUR HOLZBEARBEITUNG

Zur Herstellung von Gegenständen aus Holz braucht man nicht viele Geräte. Alles hängt von dem Können ab, mit dem der Mensch sie auswählt und benutzt.

Eine einfache Säge oder eine Zugsäge genügen schon, um einen Baumstamm in Spalt- oder Rundholz zu zerlegen, wobei meist ein Sägebock verwendet wird.

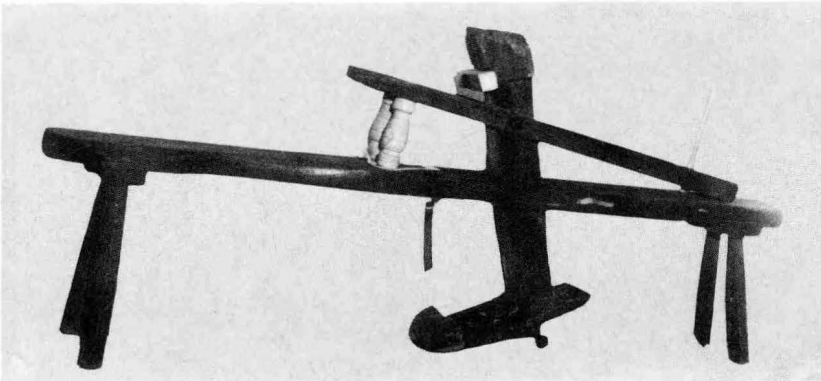
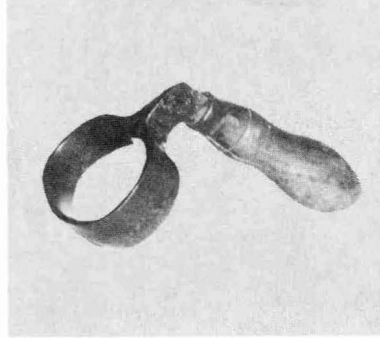


Mit anderen Messern und Klöpfeln kann man Holzscheite weiter verkleinern, um Stäbe und Spanholz zu gewinnen.



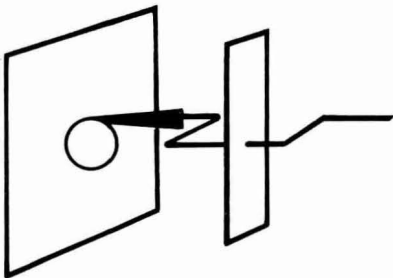
Die «Pedalbank» stellt das einfachste Gerät dar, mit dem Holzstäbe festgehalten und bearbeitet werden können.

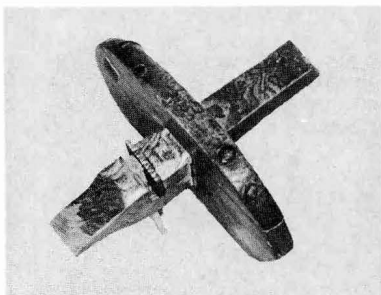
Zur Glättung gekrümmter Oberflächen benutzt man ein «Poliereisen», ein besonderes Messer mit gekrümmter Schneide.



Mit Hilfe von Schabeisen, d.h. von Messern mit feststehendem Griff und gerader oder leicht gebogener Schneide, die wie Bohrer verwendet werden, kann man Holzbretter durchbohren.

Der Gergel ist eine Aushöhlung mit rechteckigem Profil, mit der man ge-



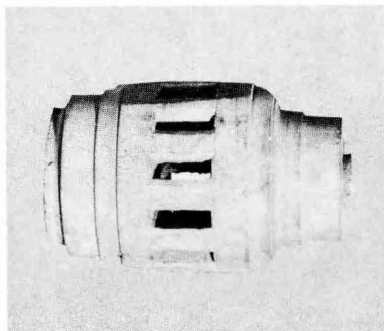


krümmte Oberflächen aus Holz versieht. Man verwendet dazu eine besondere Säge, deren Zähne die Holzfläche angreifen. Die Tiefe der Ausbuchtung kann reguliert werden, und sie wird dann mit dem Stemmeisen oder einem Gergelhobel nachgearbeitet.

WAGENRAD

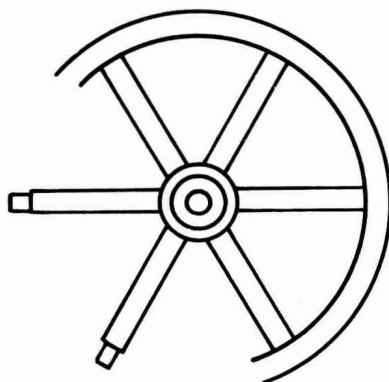
Ein Wagenrad besteht aus einer Nabe, einigen Speichen und einigen Radsegmenten. Die gedrechselte Nabe weist einen massiven Kern auf. An den Enden bildet sie zwei Verengungen, auf denen die eisernen Ringe lagern. Sie hat ein Loch mit einem Eisenkern und kann daher auf die Radachse gesteckt werden. Aussen ist sie mit rechteckigen Löchern versehen, die mit Stemmeisen und Klöpfeln herausgearbeitet worden sind und in die die zugespitzten Enden der Radspeichen gesteckt werden.

Die Speichen, die aus Buchenholz hergestellt sind, werden an den Kanten mit Schneidmessern bearbeitet. Sie



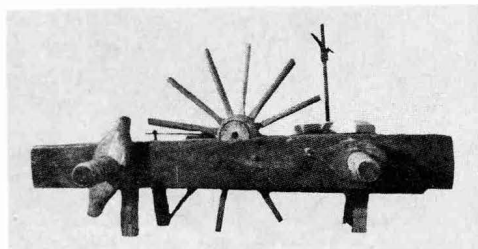
werden in die Schlitzte der Nabe gesteckt und durch die sechs oder vier Radsegmente zusammengehalten, die ebenfalls aus Buchenholz bestehen.

Oft werden sie auf einer besonderen Werkbank zusammengesetzt.



DIE WERKBANK DES STELLMACHERS

Erst wird die Nabe befestigt, dann nacheinander die einzelnen Speichen, schliesslich die Radsegmente.



Das so zusammengesetzte Rad wird aus dem Schraubstock genommen und waagrecht auf die Werkbank gelegt, wo es erneut mit einem Schraubstock befestigt wird. Mit Hilfe eines Zahnhebels werden die Radsegmente im sehr robusten, eisernen Reifen befestigt.

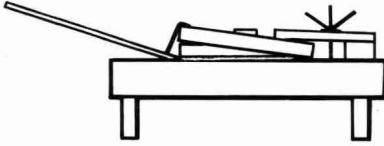
Das erneut herausgenommene Rad wird senkrecht zwischen zwei Spitzen gesteckt und zum Drehen gebracht.

LOCHEN EINES WAGENRADS

Im ganzen Alpenraum gab es bis ins 20. Jahrhundert hinein zweirädrige und vierrädrige Wagen mit hölzernen Achsen. Nachdem die Löcher der Radnaben an der Drehbank gebohrt worden waren, wurden sie mit Geräten in der Form eines halben Stumpfkügels, die an den beiden senkrechten Seiten eine Schneide aufwiesen, nach-

gearbeitet. Mit Hilfe eines kräftigen Stiels, der einen rechtwinkligen Holzgriff aufwies, wurden sie in das Loch gesteckt und mit Kraft gedreht. Der Holzschnitt aus dem 16. Jahrhundert (Jost Amman 1568) zeigt uns diesen Vorgang so deutlich, dass jeder Kommentar überflüssig ist.





Rechtecks waren mit rechteckigen oder rombenförmigen Paneelen versehen, die ihrerseits mit Wappen, heraldischen Symbolen, verschränkten Initialen, Putti und Maskaronen verziert wurden.

Mögliche Mängel werden mit einem Hammer ausgeglichen, dann werden die Radsegmente an den Reifen geschraubt. Die Speichen stehen nicht senkrecht zur Nabe, sondern etwas schräg nach aussen, um Verformungen zu vermeiden.

HAUSTORE

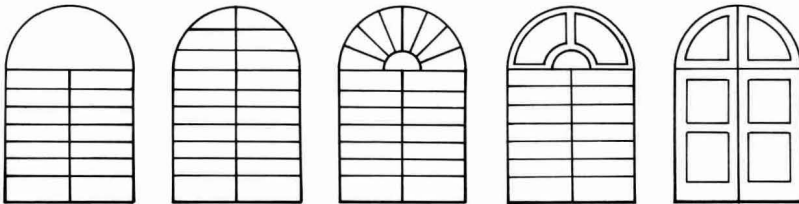
Nach dem 13. Jahrhundert bekamen die Häuser in der Stadt wie in den Dörfern grosse zweiflügelige Tore. Sie gingen auf gepflasterte Einfahrten oder auf Tennen, wo die Transportmittel (Karren für die Feldarbeit, Kutschen, Wagen) abgestellt wurden.

Im oberen Teil waren diese Tore fast immer halbkreisförmig; denn eine möglichst breite Öffnung in der Fassade wurde am besten von einem Bogen und Pfeilern begrenzt.



SCHINDELN

Die Dachschindeln spielten in der Vergangenheit eine so grosse Rolle, dass ihre Grösse und ihre Vermarktung in Bündeln zu 100 Stück sogar in den Ge-



Die Grundform dieser Tore blieb sich immer gleich; nur die Lünette und die Flügel wurden je nach dem Zeitgeschmack abgeändert.

Die hölzernen Lünetten im Nons- und Soletal waren meist strahlenförmig oder in Ausschnitte untergliedert.

In der Stadt verschwand diese Lünette manchmal, wenn das Tor mit einem Querbalken abgeschlossen wurde und sich über ihm ein Balkon befand. Die zweiflügeligen Tore in Form eines

meindesatzungen von Trient festgelegt waren. In den meisten notariellen Urkunden des 16. Jahrhunderts wird verzeichnet, dass die Strohdächer auf dem Land durch Schindeldächer ersetzt wurden.

In Trient, Rovereto, Ala, Mori, Pergine und Cles wurden diese typischen Dächer, da sie die Brandgefahr erhöhten, nach dem 18. Jahrhundert erst durch Ziegel und dann durch Porphyryplatten aus San Mauro ersetzt.

Die einzige Gegend im Trentino, wo bis 1946 ausschliesslich Schindeldächer anzutreffen waren, war das obere Fersental. Heute sind sie auch hier zum grossen Teil verschwunden; die Blechdächer haben das einzigartige Gleichgewicht zwischen Mensch, Holz und Landschaft zerstört.

Früher war jeder Bergbauer in der Lage, Schindeln selbst herzustellen. Dazu fällte er hohe, gerade Lärchen- oder Fichtenstämme, deren Äste in ganz bestimmten Abständen ansetzten. Er legte sie auf einen Sägebock und zersägte sie in 60 cm lange Stücke, wobei er darauf achtete, alle Knoten und Knorren zu entfernen. Mit einem Handbeil zerlegte er sie in zehn Millimeter starke Holzbrettchen von 14 cm



Breite. Er klemmte sie dann in eine pedalgetriebene Werkbank und modellierte sie an den Enden mit einem Schneidmesser.



Er schlichtete sie dann an einem sonnigen Platz am Haus auf, beschwerte sie mit Gewichten und schützte sie mit einem kleinen Dach. Je länger sie an der Sonne lagerten, desto besser trockneten sie aus.



HOLZSOHLEN

In unseren Bergdörfern wurden bis vor 50 Jahren Schuhe mit Holzsohlen getragen (sogenannte «sgälmere», «sgälmedre», «gälmere» oder «dälmedre»). In den Fersentaler Dörfern Fierozzo, Palù und Roveda werden sie im Winter bis heute getragen - mit Recht: denn für die vereisten und glitschigen Wege gibt es keine wärmeren und geeigneteren Schuhe.

Zur Herstellung dieser Holzsohlen braucht man ein Handbeil, eine hakenförmige Axt zum groben Herausarbeiten der Form und des Absatzes, zwei Geräte zum Aushöhlen, von denen eines hacken- und das andere hohlmeiselförmig war, ein Instrument zum Entleeren und ein scharfes, spitzes Messer.

Ein 35-40 cm langes Stück Fichtenholz von 18-20 cm Durchmesser wird mit dem Handbeil so bearbeitet, dass zwei parallele Seiten entstehen, zwischen denen das Holz 10-12 cm stark bleibt. Man legt dieses Holzstück seitlich auf einen Holzklotz und arbeitet mit dem Beil eine winkelige Vertiefung heraus.

Ebenfalls mit dem Beil werden die Kanten bearbeitet, und zwar so, dass das Profil der Fusssole um zwei Finger breit länger und breiter ist.



Mit dem Hohlmeissel schabt man rings um den Rand des Holzschuhs eine konkave Rinne heraus, die mit einem scharfen Messer nachgearbeitet wird. Über der Sohle werden Eisen mit Nägeln befestigt, die im Sommer und im Winter eine unterschiedliche Form haben.



Mit der hackenförmigen Axt wird der Absatz geformt. Mit dem Hohlmeissel und dem Stechbeitel der Axt wird an der Oberfläche eine gut zwei Zentimeter tiefe Aushöhlung für den Fuss herausgearbeitet und mit zwei besonderen Hohlmeisseln geglättet, sodass die Kurven in der Sohle der Anatomie eines Fusses entsprechen.



HARKEN

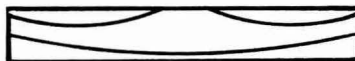
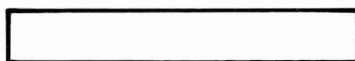
Die Harke gehört zu den am meisten gebrauchten bäuerlichen Geräten. Sie besteht aus einem Stiel, einem Querholz und mehreren Zähnen.

Der Stiel wird aus Fichtenholz hergestellt, das Querholz aus Buchenholz, die Zähne aus dem härteren Holz des Goldregenstrauchs.

Als Geräte dienten dem Handwerker ein Handbeil, ein Messer mit gerader Klinge zum Spalten der Leisten, aus denen er das Querholz machte, und ein Schneidmesser.

Nachdem er die Leisten mit Bleistift und Schablone markiert hatte, bearbeitete er sie zuerst mit einem äußerst scharfen Messer, dann mit einem Schneidmesser. Er klemmte sie dann in einen Rahmen und bohrte mit einem Handbohrer die Löcher.

Die Zähne, zu denen quadratische Stäbchen an den Ecken mit kleinen



Hobeln abgerundet wurden, konnten dann auf die gewünschte Länge geschnitten werden. Jeder einzelne Zahn wurde mit Hammerschlägen durch ein Zieheisen getrieben, damit sie alle die gleiche Grösse hatten.

In die Löcher des Querholzes, das auf die Werkbank gelegt worden war, wurden die an einem Ende abgerundeten und dünner gemachten Zähne eingesetzt. Sie wurden mit Klöpfelschlägen befestigt, wobei man auf ihre Spitzen ein Brettchen legte.

Carbonare, Bedollo und Aldeno waren besondere Zentren der Harkenherstellung.

PEITSCHEN

Ein Zugtier muss durch einen langen, dünnen, biegsamen Stock angetrieben werden, der nicht nur die Flanken, sondern auch den Kopf erreichen muss. Nach der Mitte des 18. Jahrhunderts trat an die Stelle des bis dahin gebräuchlichen, einfachen Haselnusszweiges eine Peitsche, die mit einem Riemen aus Leder und Schnur versehen war, der beim Bewegen des Stiels das Tier traf.

Der hölzerne Teil der Peitsche wurde aus einem Stiel aus gedrehtem Nesselbaumholz gebildet.

Simone Barbacovi lernte 1818 in Brescia als Peitschenmacher. 1820 pflanzte er in Taio Nesselbäume (*altis australis*) an, die für diesen Zweck besonders geeignet waren, und zehn Jahre später eröffnete er im Ort die erste Peitschenfabrik.

Der Nesselbaum wurde während des Wachstums in etwa 130 cm lange Stücke geschnitten, die mit Hilfe eines kräftigen Stemmeisens und eines Klöpfels so oft zerteilt wurden, bis man 3x3 cm starke Leisten erhielt.

Diese Leisten wurden nun - mit Ausnahme des künftigen Griffes - ihrerseits weiter in vier Teile aufgespalten, abgerundet und verdünnt, wozu man

kleine Hippen, Messer und winzige Hobel benutzte.

In röhrenförmigen Öfen wurden sie erhitzt und dann miteinander verdreht. Anschliessend wurden sie gepresst und poliert.

Sie wurden auf besondere Ständer zum Trocknen aufgehängt, damit sie später in Form blieben.

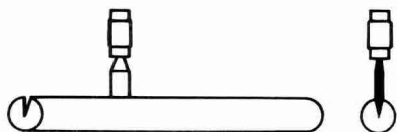


HOLZREIFEN

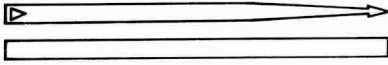
Die Holzreifen spielen deshalb eine grosse Rolle, weil man ohne sie die Dauben und demzufolge die aus ihnen gebildeten Behälter nicht zusammenhalten könnte.

Sie werden aus Eschen- und Weidenholz hergestellt (Fersen- und Cembratal, Hochebene von Piné, Carbonare, Gebiet von Primiero).

Die mit einem Spaltmesser gewonnenen Stäbe werden auf einer pedalbetriebenen Werkbank befestigt und mit dem Schneidmesser auf die gewünschte Stärke und Länge gebracht.



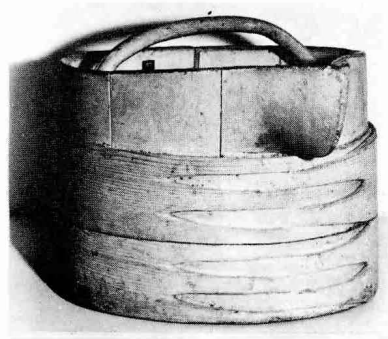
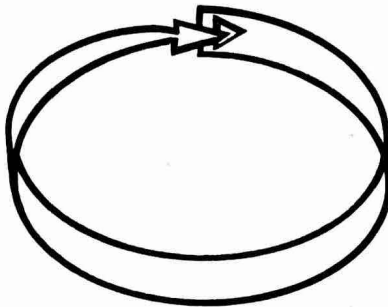
An einem Ende schneidet man mit einem spitzen Messer eine dreieckige Öffnung heraus, das andere Ende bekommt eine dreieckige Zunge.



Für Milchkübel wurden im Primiero Reifen mit drei oder vier Zungen hergestellt, die auch ästhetisch sehr ansprechend waren.

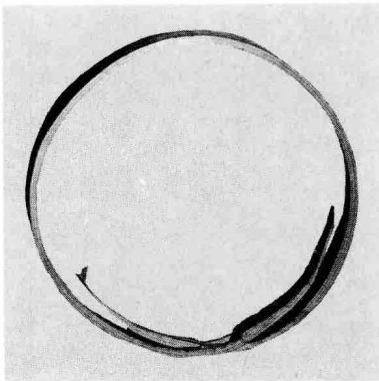


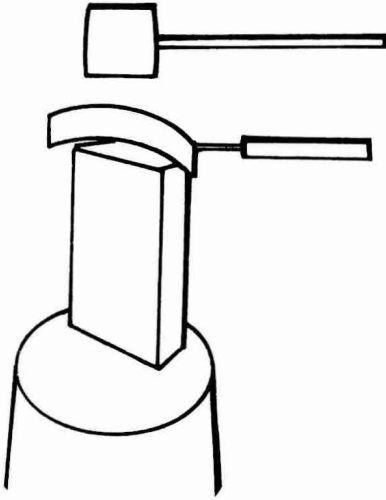
Der Stab wird mit Dampf oder warmem Wasser angefeuchtet und mit beiden Händen so lange zusammengebogen, bis die Zunge durch die Öffnung gesteckt werden kann. Ein auf diese Weise hergestellter Reifen kann nur schwerlich auseinandergehen.



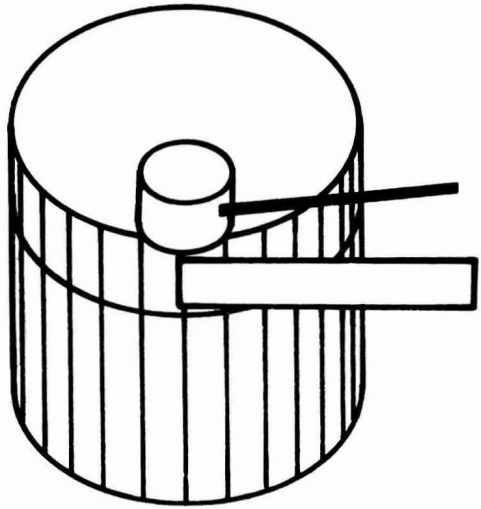
BOTTICHE UND KÜBEL

Vom 13. Jahrhundert an findet man auf Gemälden und Plastiken unterschiedlichst geformte, mit Reifen versehene hölzerne Behälter, wie sie bis auf den heutigen Tag anzutreffen sind. Sie bestehen aus einer gewissen Anzahl langer, gebogener Brettchen, die durch Holz- oder Eisenringe zusammengehalten werden, und sie können rund, elliptisch oder dreieckig sein. Die Dauben werden aus recht starken Fichtenholzbrettchen gewonnen. Die äussere Wölbung bekommen sie auf einem Holzklotz durch Handbeilhiebe, während sie dann mit kleinen Hobeln nachgearbeitet werden. Für die innere Wölbung verwendet man zwei besondere Geräte: ein gekrümmtes Spaltmesser, das wie ein Klöpfel gehandhabt wird, und ein gebogenes Schneidmesser, das mit beiden Händen benutzt wird, nachdem das Brettchen auf der pedalgetriebenen Werkbank befestigt worden ist.

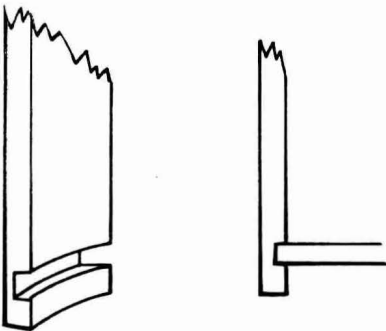
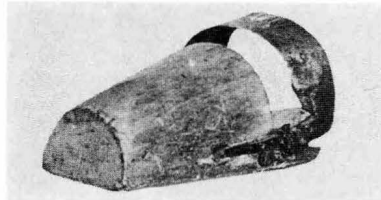
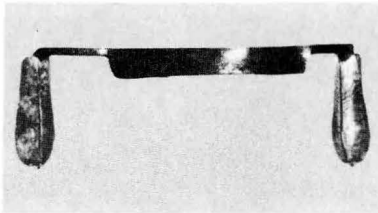




Die Dauben werden mit einer Kimme versehen, d.h. mit einem Einschnitt, in den der entsprechend abgekanthete Boden eingesetzt wird. Die verschiedenen Dauben werden nun rund um den Boden zusammengesetzt und mit dem Reifen versehen.



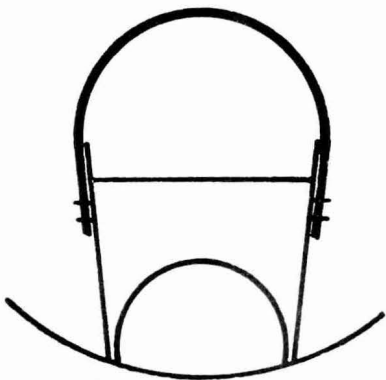
Danach wird der Behälter mit der Öffnung nach unten auf den Boden gestellt, und die Reifen werden mit Schlegelhieben und unter Verwendung eines Brettchens festgetrieben. Abschliessend wird der Behälter noch mit einem Poliereisen, das einen oder zwei Griffe haben kann, bearbeitet und zum Abdichten mit Wasser gefüllt.



WIEGENBÖGEN

Beim Wiegenbogen handelt es sich um einen dünnen, halbkreisförmig gebogenen Holzreifen, der mit Bändern oder Schnüren seitlich an der Wiege befestigt wurde.

Er trug ein dünnes Tuch aus Flor oder Leinen, das bis auf die Zudecke herabfiel und das Baby auf diese Weise vor Insekten schützte.



Natürlich waren diese Bögen mit religiösen und glückverheissenden Symbolen versehen sowie mit anderen rührenden Zeichen, die der Phantasie des Schnitzers, der meist ein Hirt war, entsprungen waren.

Die beiden Bogenenden wurden bis über das 18. Jahrhundert hinaus mit mehrbogigen Öffnungen in Form von romanischen oder gotischen Fenstern

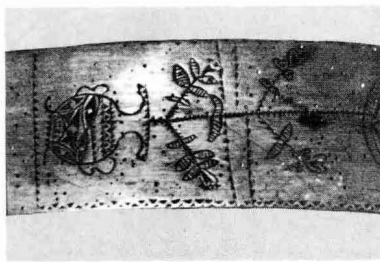
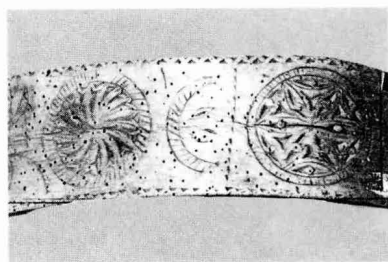
versehen. In der Mitte trug der Bogen die Symbole des Kreuzes, den gekreuzigten Christus oder die symbolischen Initialen IHS. Auf einem Ende wurden das Datum und - abgekürzt oder ausgeschrieben - der Vor- und Zuname des Neugeborenen angebracht.

Der übrige Teil wurde mit geschnitzten und durchbrochenen Rosetten und Flügelrädern verziert, die manchmal rot und blau ausgemalt waren.

Die Ränder des Wiegenbogens waren mit band-, wellen- oder zickzackförmigen Verzierungen versehen.

Die Wiegenbögen, die grösstenteils aus dem ladinischsprachigen Gebiet stammen, änderten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ihre Form und ihre Ornamente. An die Stelle der Durchbruchverzierungen traten zarte, mit der Spitze des Federmessers herausgearbeitete Motive.

Die fensterförmigen Öffnungen an den beiden Enden wurden durch Herzen und einfache oder zweihenklige Vasen ersetzt, von denen aus sich Zweige bis zum zentralen Motiv rankten. Beiderseits der Zweige und Stengel trifft man oft Blätter und Blüten an, zwischen denen manchmal Vögel, Hunde, Hirsche und Jäger zu sehen sind.



Die sehr viel schmalere Wiegenbögen aus dem Primiero weisen Ähnlichkeiten mit denen aus dem Fassatal auf. Ganz anders dagegen sehen die Bögen aus dem Nonstal aus: an die Stelle von stilisierten Formen treten deutlich naturalistischer ausgeprägte Blätter und Blüten, was auf Einflüsse aus der Valcamonica und der Valtellina verweist.

den in Löcher gesteckt, noch öfter aber eingedübelt.

Der Hocker trat im 13. Jahrhundert auf, wir können ihn mit Stücken aus dem 15./16. Jahrhundert nachweisen. Anfangs bestand er aus Weichholz, und einzige Ausschmückung war die modellierte Lehne.

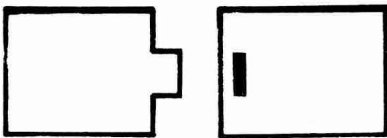
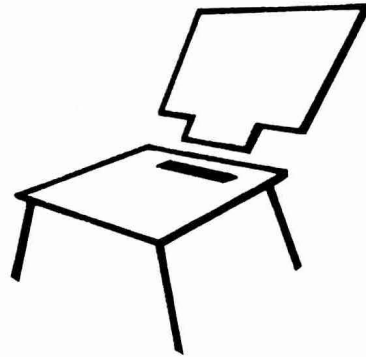
Gegen das 16. Jahrhundert fand er auch in den noblen Häusern Einzug,



SPINNHOCKER HOCKER MIT GESCHNITZTER UND DURCHBROCHENER LEHNE

Die «Spinnhocker» bestehen aus einem hölzernen Sitz, der auf drei oder vier Beinen ruht und mit einer Lehne verbunden ist.

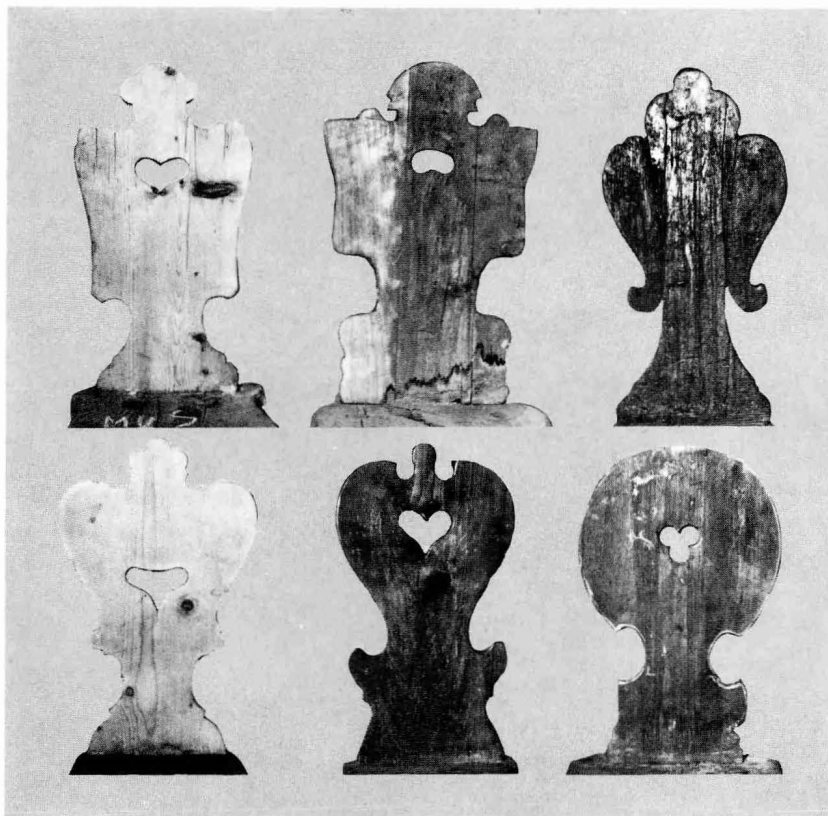
Die beiden Teile wurden mit Hilfe einer Säge aus einem Holzbrett gewonnen. Der Sitz wurde an der Drehbank ausgewölbt und unter Verwendung von Stemmeisen und Klöpfel mit einem rechteckigen Schlitz versehen.



Die entsprechend modellierte Lehne bekam unten ein U-förmiges Ende, das in den Schlitz des Sitzes eingefügt wurde. Die drei oder vier Beine wur-

und die Oberflächen wurden - wie die Hochzeitstruhen - mit Schnitzereien verziert. Er bestand nun aus Nussholz und wurde je nach Zeitgeschmack bearbeitet, wobei wirkliche Meisterwerke entstanden.

Auf dem Land sind im Laufe der Zeit folgende Lehnformen nachzuweisen:



Um 1870 arbeiteten die Bewohner des Rabbitalts unter Verwendung von Handbeil und Axt aus einem Fichtenstamm einen Hocker heraus.



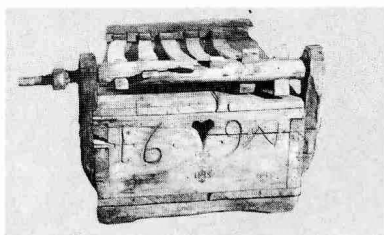
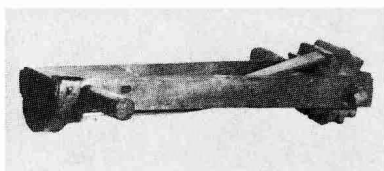
LÄRMINSTRUMENTE

In der Karwoche wurden, um an Passion und Tod Christi zu erinnern, auf sogenannten Knarren oder Ratschen lärmende Geräusche erzeugt.

Die einfachste Knarre besteht aus einem Zahnrad, einem kräftigen Griff, zwei gelochten Haltern und einem beweglichen Holzrahmen. Ein oder mehrere biegsame Stäbe drücken mit ihren Enden gegen die Radzähne.

Sobald man die Knarre in die Hand nimmt und dreht, fängt der Rahmen sich ebenfalls zu drehen an. Die von den Zähnen bewegten Stäbe beginnen zu vibrieren und erzeugen auf diese Weise ein Geräusch, das bei schnellerer Bewegung stärker wird.

Vom 17. Jahrhundert an wurden im Trentino sehr grosse Knarren mit einem Schallkasten hergestellt und so kompliziert gestaltet, dass durch klei-



ne Schlaghammer ein weiteres Geräusch erzeugt wurde.

In den Judikarien bestanden diese Ratschen aus einem kleinen Brett mit einem oder mehreren beweglichen Hammern. Um das Geräusch zu erzeugen, brauchte man sie nur hin- und herzuschütteln.

Diese letztgenannten Knarren wurden während des Ersten Weltkriegs 1914-18 auch als Alarmsignal bei Gasabwürfen verwendet.

SCHNITZARBEITEN

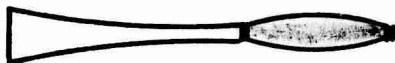
Schnitzereien können vielerlei Formen annehmen - wovon die Truhen, Möbel, Holzaltäre, Statuen und Krippen zeugen, die uns von den alpenländischen Holzbildhauern hinterlassen worden sind.

Vom 16. Jahrhundert an bestanden in unseren Bergtälern Werkstätten, in denen nicht nur Holz bearbeitet, sondern auch das Handwerk weitergegeben wurde. Ein gewisser Gruber übersiedelt 1630 aus dem Fassatal nach Sover, wo er eine Kunst lehrt, die bis auf den heutigen Tag lebendig geblieben war, jetzt aber im Aussterben begriffen ist.

Die Holzschnitzer aus dem Fassatal und aus Sover verwendeten vor allem Zirbelholz. In Arco und Riva dagegen gewann im 19. Jahrhundert das äusserst harte Olivenholz grosse Beliebtheit.

Für Schnitzarbeiten benutzt man Schaber und Meissel. Bei den Meisseln, die kräftige Griffe aufweisen, damit sie auch mit dem Klöpfel gehandhabt werden können, unterscheidet man folgende Formen:

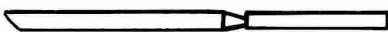
Meissel mit flacher und gerader Schneide,



Meissel mit flacher und schräger Schneide,



Meissel mit flacher, schräger und runder Schneide,



ferner Meissel mit konkaver Schneide,



mit eckiger Schneide,

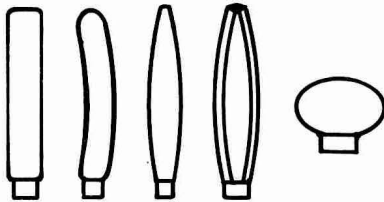


sowie gebogene Hohlmeissel.



Die Schaber dienen zum Ausschaben und zum Nachbearbeiten von konkaven Oberflächen. Sie sind sehr klein und werden vor allem für Details verwendet.

Ein geschickter Handwerker würde mit drei Meisseln auskommen. Aber man braucht nur das Atelier eines Holzbildhauers zu betreten, um die grosse Anzahl und Vielfalt dieser Meissel zu bewundern. Die Handwerker selbst stellen sich die Griffe dafür her, wie sie am besten in der Hand liegen. Sie sind zylinder-, bananen- oder spindelförmig, sind seitlich ausmodelliert oder haben die Gestalt einer Birne.



Die nach Bedarf kurzen oder langen Griffe werden von kräftigen Eisenringen gehalten, damit sie auch mit dem Klöpfel verwendet werden können.

Der Meissel wird beim Arbeiten mit der Kraft von Hand, Arm und Körpergewicht ins Holz gedrückt und nach vorn geschoben.

Er kann mit einer Hand gehalten werden, wobei die andere leicht nachhilft. Er kann auch von unten mit einer Hand abgestützt werden, vor allem, wenn es sich um gebogene Hohlmeissel handelt. Ein Finger der freien Hand kann auf das Eisen gelegt werden, um den Meissel in der gewünschten Richtung zu führen.

So bestehen zahllose Möglichkeiten in diesem Zusammenspiel von Hand, Gerät, Auge und Geist.

Der Meissel kann auch als Schlagwerkzeug benutzt werden. Dazu braucht man einen geeigneten Klöpfel, der oft aus einem Rundholz mit Griff besteht.

Dank dieser Form kann er so gebraucht werden, dass er das Ende des

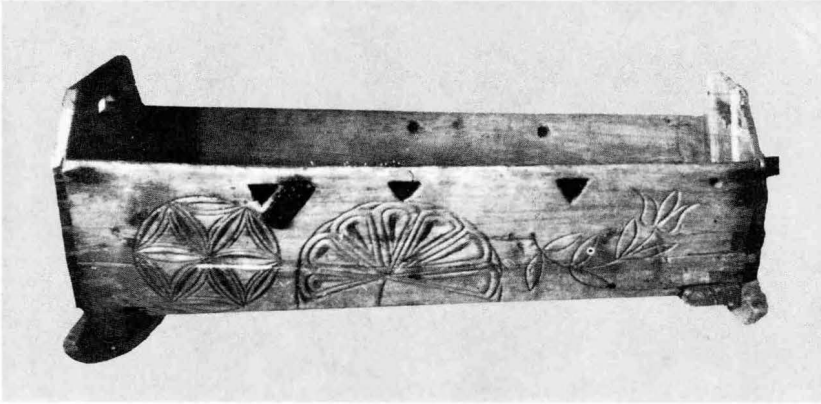


Meisselgriffs nur an einer bestimmten Stelle trifft und den Meissel damit nicht aus seiner Stellung bringt. Er wird mit wenigen, kräftigen Schlägen verwendet, wenn es um das grobe Herausarbeiten und Entwerfen einer Figur geht, mit kleinen, kurz aufeinanderfolgenden Schlägen dagegen, wenn es eine heikle Oberfläche nachzuarbeiten gilt.

WIEGEN

Die Wiege, die seit altersher bekannt ist, wird auf zwei halbmondförmigen Beinen geschaukelt.

Da sie eine einfache Form hat, wurde sie meist vom Familienoberhaupt selbst hergestellt. Die grösseren Wiegen waren für Kleinkinder bis zu zwei Jahren bestimmt, aber es wurden auch Wiegen für Neugeborene gebaut, die fast winzig wie ein Spielzeug wirkten.

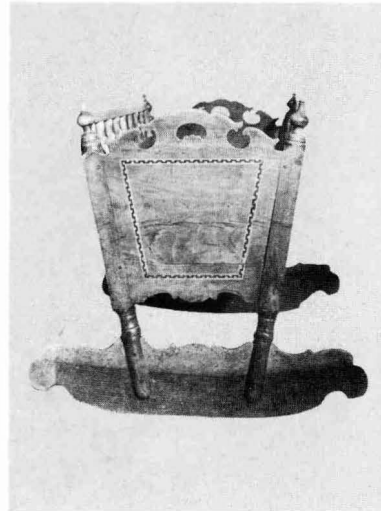
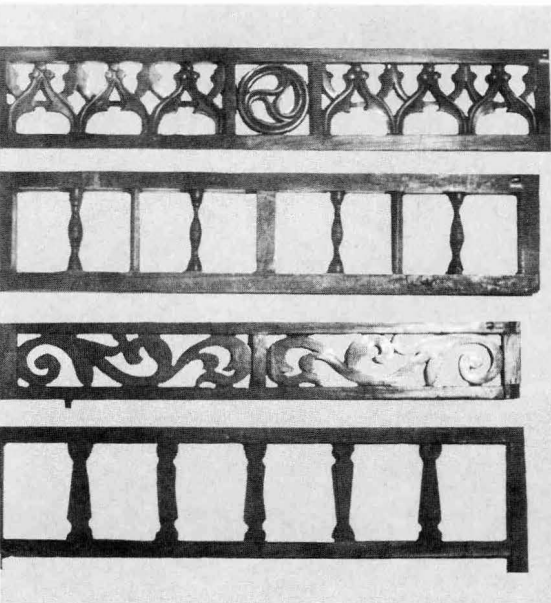


Die geglätteten Aussenflächen aus Tannenholz wurden im Fassatal auf einer Seite oder am Fussende mit den gleichen Schnitzmotiven verziert, die auch für die Wiegenbögen typisch waren.

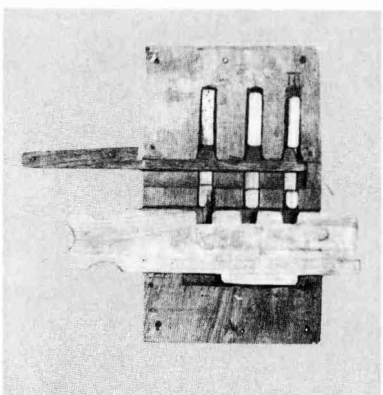
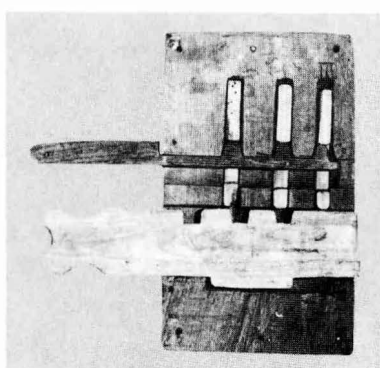
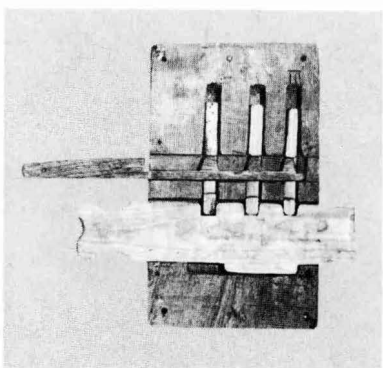
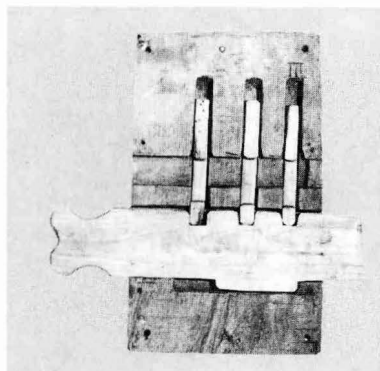
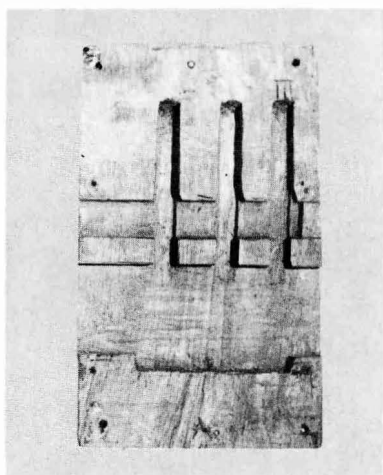
Um das 18. Jahrhundert versah man die Wiegen, um zu vermeiden, dass die Kinder von Schweinen oder Hunden getötet wurden, mit zwei halbmondförmigen Beinen, wodurch sie höher wurden. Die Seitenwände wur-

den aber niedriger und mit beweglichen Brüstungen versehen.

Die Wiegen aus Nussholz trugen an Kopf- und Fussende rechts und links oft gedrechselte, zwiebförmige Verzierungen. Dazu kamen einfache oder komplizierte Schnitz- und Durchbrucharbeiten.



Nach der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurden die Seiten und das Fussende mit Paneelen versehen und mit Wachs- oder Temperamalerei verziert. Auf den übrigen Flächen täuschten Maserungen Nussbaumwurzelholz vor, während sie im frühen 19. Jahrhundert dunkelgrün oder braun gemasert waren.



HÖLZERNE SCHLÖSSER UND SCHLÜSSEL

Ganz aus Holz angefertigte Schlösser und Schlüssel sind im allgemeinen nur selten anzutreffen, dagegen relativ häufig im Fersental.

Das Gehäuse weist kleine, senkrechte, parallel zueinander verlaufende Rinnen auf, in die mit Rastern versehene Schieber eingesetzt werden, die nach unten fallen können.

Rechtwinklig zu diesen Rinnen verlaufen durch das Gehäuse ein Schloss und eine weitere Rinne, in der sich der mit Rastern versehene Riegel bewegt. Werden die Schieber in diese Raster geschoben, so ist das Schloss zu.

Man braucht in das Schloss nur einen hölzernen Schlüssel zu stecken, dessen Zähne gleich voneinander entfernt sind wie die Schieber, und das Schloss anzuheben. Die Schieber bewegen sich nach oben, und das Schloss wird entblockt, sodass es nun leicht mit einer Hand verschoben werden kann.

Ein zweiter Schlüsseltyp wird in das Schloss gesteckt und gedreht. Die Zähne, die sich im Inneren der in die Schieber gebohrten Löcher befinden, heben diese Schieber in der Art eines Exzenters an und entblocken somit das Schloss.

HOCHZEITSTRUHEN

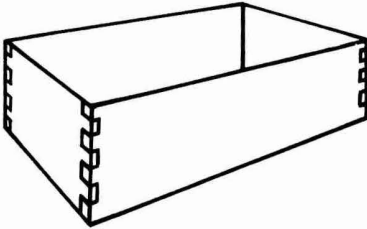
Das Möbelstück, das in den notariellen Urkunden vom 16. Jahrhundert an am häufigsten erwähnt wurde, war die Hochzeitstruhe.

Auch die ärmsten Frauen brachten sie in die Ehe mit, angefüllt mit einer Mitgift aus Röcken, Blusen, Schürzen, Miedern, Brusteinsätzen, Hals- und Kopftüchern und einigen Metern Leinen.

Vielleicht weil dieses Möbelstück für einen so entscheidenden Lebensschritt bestimmt war, ging der Handwerker hier mit all seinem Können und seiner künstlerischen Phantasie an die Arbeit.

Die 160-180 cm lange, 50-60 cm breite und hohe, paralleleflache Truhe wurde von 10-20 cm hohen, pfotenförmigen Füßen oder von zwei mit einfachen Schnitzmotiven verzierten Zwickeln getragen.

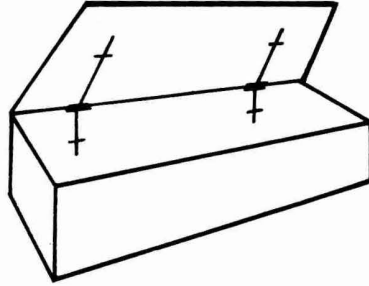
Die Wände bestanden aus je einem Zirbel- oder Nussholzbrett und waren an den Ecken schwalbenschwanzförmig miteinander verbunden und durch hölzerne Nägel verstärkt.



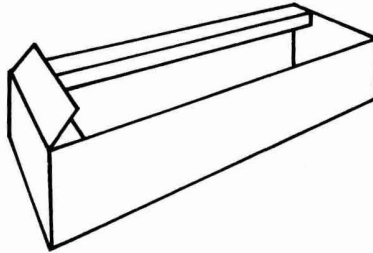
Die Rückwand wurde mit Hobeln grob bearbeitet, die Seitenwände wiesen nur selten Verzierungen auf.

Der flache Deckel, der mit einem Aufsatz und einem Rundstab versehen war, stand ringsum um etwa zwei Fingerbreit über und bildete auf diese Weise einen Rahmen, der mit tropfen-, nagel- oder bogenförmigen Ornamenten verziert war. Er wurde an der Truhe zuerst mit Ösen, dann mit Gelenkplättchen befestigt.

Rechts innen war ein Fach mit Deckel angebracht, in das die kostbarsten Stücke und die Taschentücher kamen.



In einer Rinne an der Rückwand wurden die Kerzen für die Karwoche und die Bänder aufbewahrt.

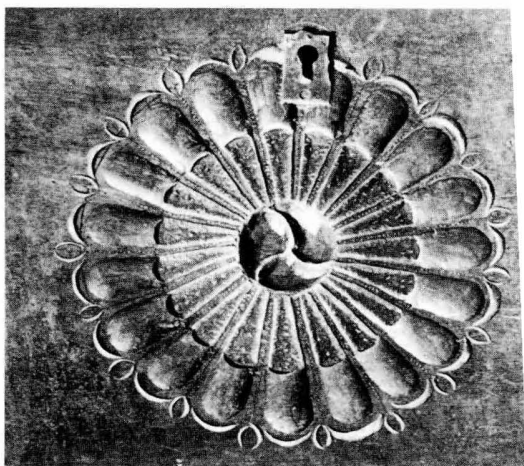
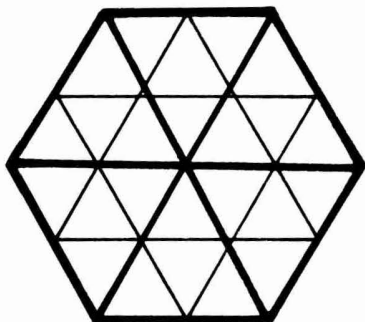


Die Vorderseite wurde in drei Teile untergliedert: in zwei manchmal sehr breite Lisenen und einen grossen Mittelteil. Zwischen der zweiten Hälfte des 16. und dem 17. Jahrhundert wies die Truhe im ladinischsprachigen Gebiet eine glatte Vorderseite auf, die durch geschnitzte Rosetten und durch in Kreise eingefügte mehreckige Motive verziert wurde.

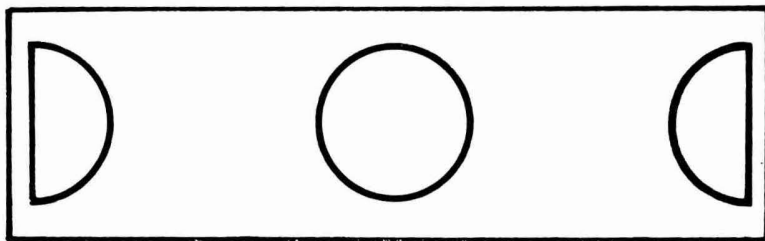


Diese Motive konnten Aussagen über eine Familie machen: Ein sternförmiges Motiv konnte einen Stammbaum bedeuten, eine abgelöste mehreckige Form vielleicht das Aussterben eines Zweiges der Familie.

Auf das Kolorieren wurde ganz verzichtet, worin man eher einen langobardischen als einen romanisch-gotischen Einfluss sehen kann. In den Äusseren Judikarien wurden ebenso schlichte Truhen aus Nussholz hergestellt. In die Mitte der niedrigen Vorderseite wurde eine Rosette eingeschnitzt, seitlich davon je eine halbe.

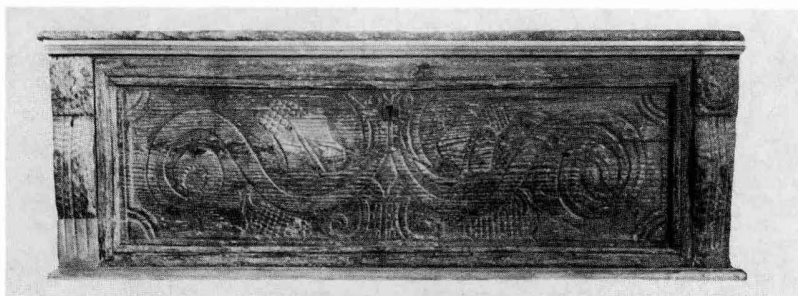


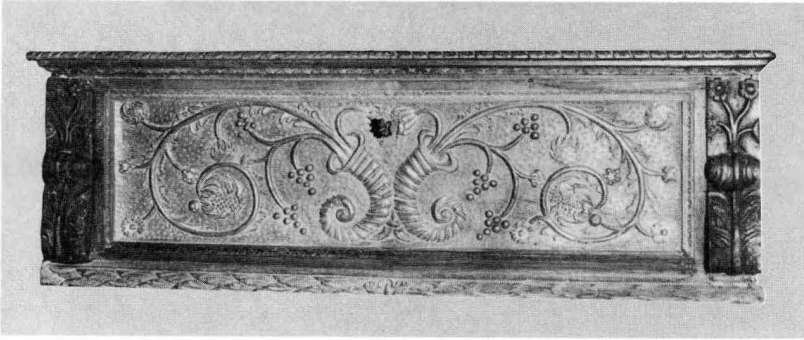
der Valcamonica. Auf der in drei Teile untergliederten Vorderseite bildeten die beiden seitlichen Lisenen aus



In den Truhen aus dem oberen Sole- und Nonstal spürt man den klassischen Einfluss aus dem Veltlin und

Akantisblättern ein Pendant zu den Füßen in Form von Löwenpranken oder verzierten Brettern.





Von einem Motiv im Mittelpaneel (Rosette, einfache oder zweihenklige Vase, geometrisches Ornament, Viertelung) gingen symmetrische Blätter- und Blütenzweige aus, die mehr oder weniger verschnörkelt waren.

Dieses Hauptmotiv wurde mit der Zeit überladen und verlor damit seine reine Linienführung. An einer Truhe vom ausgehenden 18. Jahrhundert enden die zwei Lisenen aus Akantusblättern mit menschlichen Masken.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts kamen zu dem Grundmotiv zwei Vogelpaare, während der Grund mit kleinen, gestanzten Sternen verziert wurde.

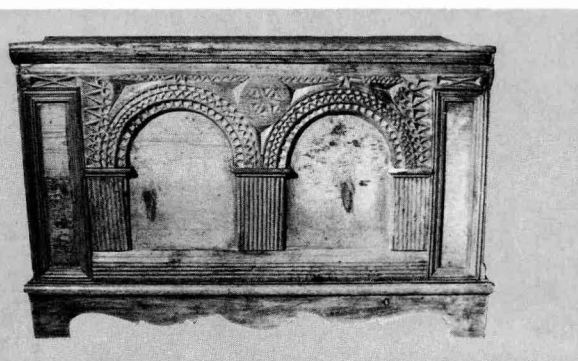
Im Fleimstal wiesen die Truhen im 17. Jahrhundert kannelierte, aus dünnen Brettchen gewonnene Säulen auf, auf denen Bögen ruhten, die die Paneele begrenzten.



Sie waren sehr hoch und wurden später mit Lisenen geschmückt, die pyramidenförmige Zierplättchen einrahmten. Die sorgfältig geglätteten Holzpaneele wurden zuerst mit äusserst dünnen Leim- oder Enkaustikschichten

bedeckt und dann mit Temperafarben bemalt.

Das Motiv der auf Säulen ruhenden Bögen war auch im Fassatal anzutreffen. Hier wurden die Bögen ausserdem mit geometrischen Ornamenten



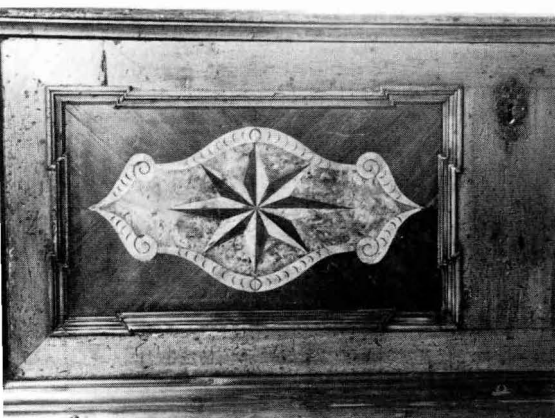
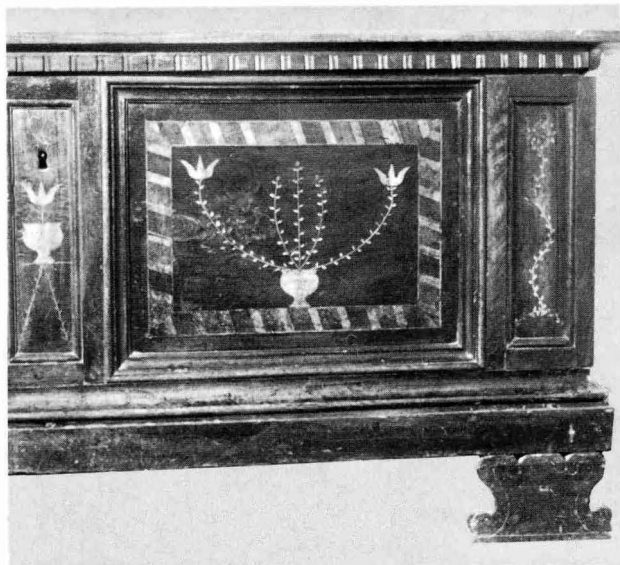
verziert, in denen sich die Motive der Rosette und des Flügelrads wiederholten.

Geschnitzte Truhen traten im Lagarina- und im Etschtal auf, und ihnen sind die Einflüsse der städtischen Kunsttischlerwerkstätten anzumerken. Die Vorderseite wurde von zwei geschnitzten Lisenen eingerahmt, das Paneel umschloss eine rombenförmige Figur.

Auch die Truhe selbst wurde durch eine Mittellisene unterteilt, sodass sie drei Lisenen und zwei Paneele aufwies. Diese Paneele waren mit Tafeln verziert, in die mit der Messerspitze Bilder eingeritzt worden waren.



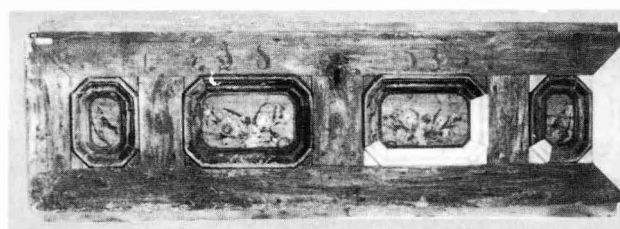
Im Barock traten an die Stelle dieser Bildtafeln deutlich hervortretende Flächen aus hellem Nussbaumwurzels-
holz.



Der Empirestil bereicherte die Truhen des Lagarinatals mit einfachen, von Rundstäben unterbrochenen Leisten-
motiven, während die Paneele zwei
kleine Vasen mit Blätterzweigen auf-
wiesen.

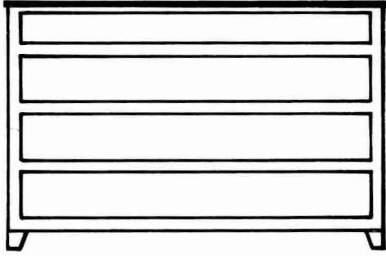
Gegen Anfang des 19. Jahrhunderts
trat im Cembratal eine Truhe aus Lär-
chenholz auf, deren zwei Lisenen von
einem mit blauer Temperafarbe be-
malten, eingekerbten Rahmen mit
glattem Paneel umschlossen wurden.

Auf dem unteren Deckelrand wieder-
holte sich das gleiche Motiv. In der
Gegend von Segonzano gab es kleine-
re Truhen, deren Paneele von sehr
breiten Rahmen umschlossen waren.
Die Paneele, die einfarbig blau oder
rostbraun bemalt waren, wurden mit
Röschen (typisch für Fleims- und Fas-
satal) und Singvögeln verziert.



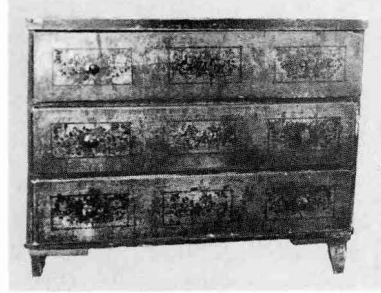
KOMMODEN

Zur Aufbewahrung von Bettlaken, Kis-
senbezügen und Wäsche stellten die
Handwerker eine höhere Truhe her,
deren Vorderseite einige Schubladen
aufnehmen konnte.

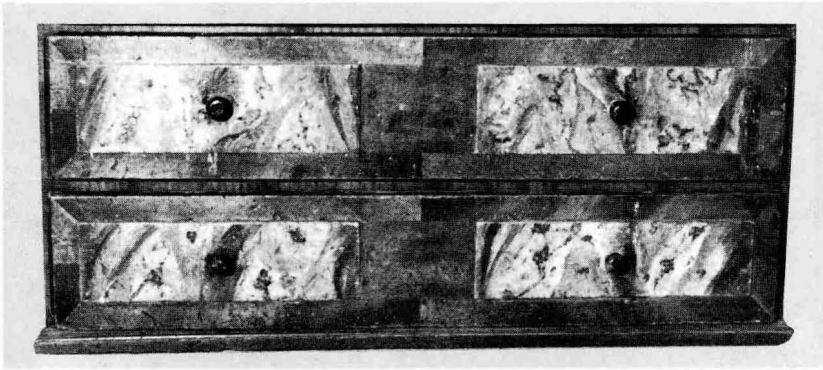


Da die Vorderseiten dieser Schubladen zu klein für Bemalungen waren, wurden sie nur mit waagerechten Paneelen versehen. Von der Mitte des 18. Jahrhunderts an wurden sie so bemalt, dass sie Marmor mit weissen, grünen, roten und blauen, ineinander-verlaufenden Maserungen oder Nussbaumwurzholz vortäuschten.

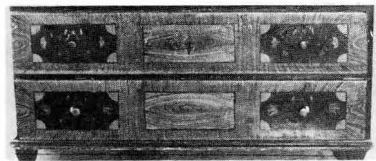
ken hin, die in der Mitte ein Herz mit einer Dornenkrone umschlossen. An den Seitenflächen traten die gleichen Motive in vereinfachter Form auf.



In Lisignago wiesen die Kommoden

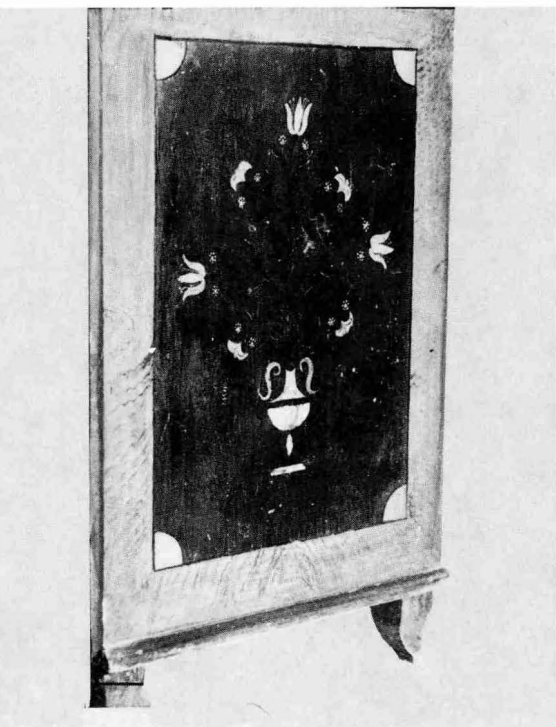


Die Seitenflächen und die manchmal vorhandene Lade wurden mit mehrfarbigen, mit dem Zirkel gezogenen Sternen verziert (Fassa- und Fleimstal). Im Rabbi- und im Pejotal zogen sich über die Paneele Blatt- und Blütenran-



drei Paneele auf, die rot ausgemalte Ecken hatten, auf braunen Grund gemalte Berglilien trugen und schwarz umrandet waren. Auf den Seiten ein Paneel mit einer zweihenkligen Vase und symmetrisch angeordneten Berglilien.

Die einfarbig blau oder rostbraun bemalten Paneele im Cembratal zeigten schlicht gemalte Rosen oder zwei sich gegenüberstehende Vögel.



Gegen Ende des 19. Jahrhunderts kamen die bäuerlichen Truhen und Kommoden auf den Dachboden, und an ihre Stelle traten Möbelstücke aus der Stadt, wo sich der Geschmack inzwischen geändert hatte. Die echten, einheimischen Bauernmöbel wurden durch furnierte, glatte, mit Schellack polierte Möbel ersetzt, die sich von französischen oder Wiener Vorbildern hatten anregen lassen.

KERAMIK

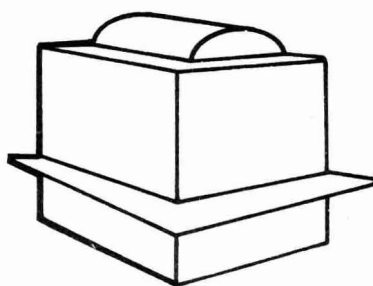
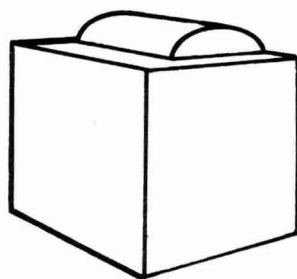
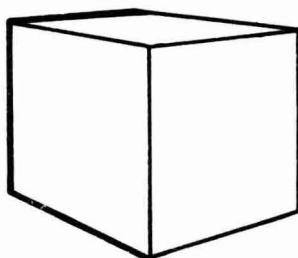
KACHELÖFEN

Öfen dienen dazu, Wärme zu erzeugen, zu erhalten und auszustrahlen, um einen Raum zu heizen. Ein Kachelofen kann nicht in einem Stück hergestellt werden. Abgesehen von den technischen Schwierigkeiten beim Bau, würde er auch beim Brennen leicht zerbrechen.

Aus praktischen Gründen wurden diese Öfen daher je nach Modell aus einer bestimmten Anzahl flacher und gebogener, grosser und kleiner Teile hergestellt.

Im Trentino wurden die Kamine um 1450 durch Kachelöfen ersetzt. Auf dem Lande wurden sie aus Steinen und Kalk gemauert.

Sie hatten eine rechteckige Grundfläche und waren zwischen 140 und 160 cm hoch. Einige waren oben flach, andere wiesen ein Tonnengewölbe auf.

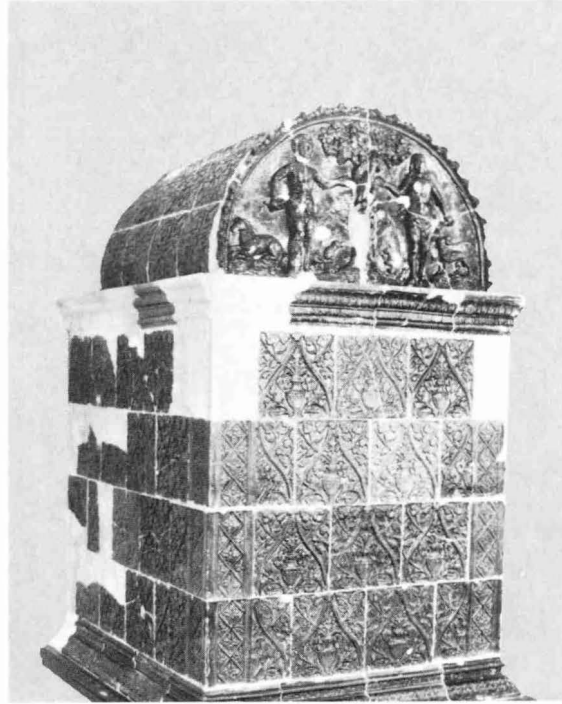


Rings um den Ofen, der mit der Rückseite an der Wand lehnte, verlief ein Holzgerüst, das eine Bank oder im Winter ein Strohlager tragen konnte: ein provisorisches Bett für die ältesten Personen.



einfaches Tonnengewölbe anzutreffen, dessen Giebelfeld mit figürlichen Darstellungen ausgeschmückt war.

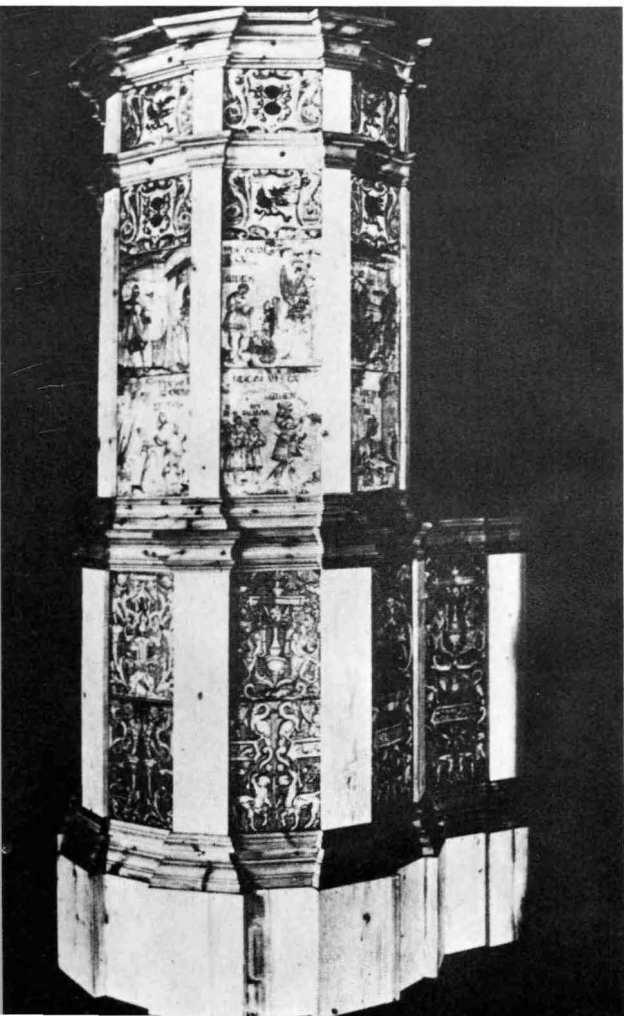
Die Kachelöfen in Palästen und Schlössern bestanden aus einem oder auch aus zwei aufeinandergesetzten Teilen. Der untere, grössere Teil wies einen Sockel und ein Gesims auf, der obere, turmförmige Teil endete mit einem Gesims, das mit Spitzen oder Figuren verziert war. Seltener war ein

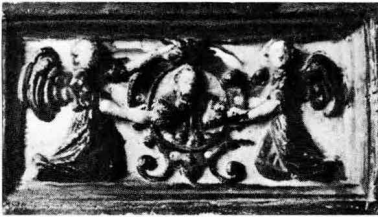


Die Öfen standen niemals direkt auf dem Boden, sondern sie wurden von einem kräftigen Sockel aus Holz oder Stein getragen, der vorn auf Beinen ruhte, während er rückwärts in die Wand eingelassen war.

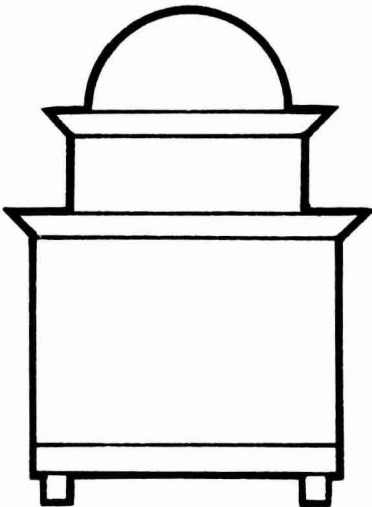
Im Laufe der Zeit wurden die senkrechten Kanten abgerundet und mit glatten oder gedrehten Säulen verziert.

Die quadratischen Kacheln des 16./17. Jahrhunderts waren reliefartig mit Stoffmustern, ganzen oder halben Figuren und Adelswappen verziert, und die vorherrschende Farbe war das Grün. Nach der Mitte des 16. Jahrhunderts zeigen sie auf weisslich-strohfarbenem Grund in Relief herausgearbeitete Puttiantlitze sowie Blätter- und Blütenranken, die grünbraun, blau oder rostbraun übermalt waren. Diese



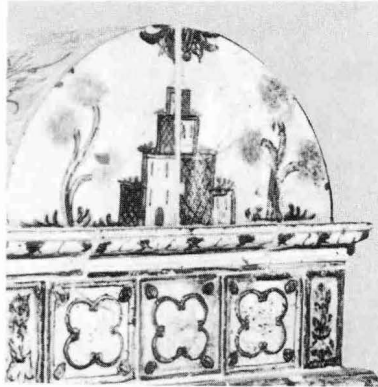
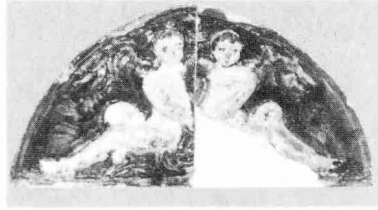


Motive blieben bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts lebendig. Der untere Teil der für die herrschaftlichen Wohnhäuser bestimmten Kachelöfen fand zwischen dem 17. und dem 18. Jahrhundert auch auf dem Lande Verbreitung. Die Seitenkanten wurden aus einem einzigen Stück hergestellt, während die Kacheln sehr einfache,



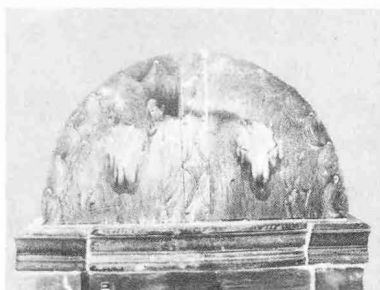
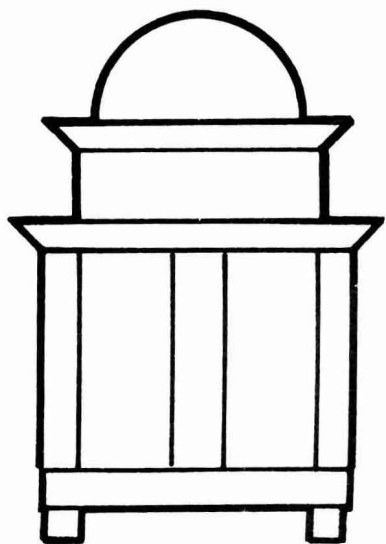
kaum erhöhte Motive zeigten, die durch einige Pinselstriche hervorgehoben wurden.

Über diesen unteren Teil verlief ein einziger Ring aus Kacheln, der ein Gesims und ein Tonnengewölbe trug. Symmetrische, mit Initialen oder einem Datum verbundene Motive schmückten das Giebfeld.



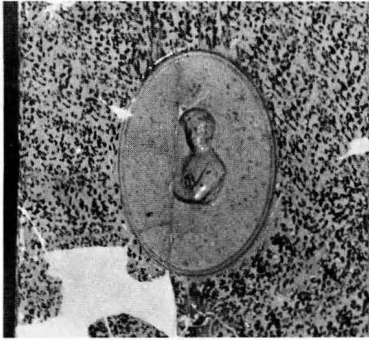
Die Aussenflächen des Tonnengewölbes wurden mit gebogenen, rechteckigen oder quadratischen Kacheln verkleidet.





Zwischen dem Ende des 18. und dem Beginn des 19. Jahrhunderts behielt der bäuerliche Kachelofen seine Grundstruktur bei. Dagegen wurden die Kacheln höher, und die Bemalung wurde durch Reliefmotive ersetzt. Grundfarbe blieb weiterhin das Kupfergrün. Nach dem 19. Jahrhundert wurden die Reliefs weiss hervorgehoben.

Im Nons- und im Soletal trug das Giebfeld zwei symmetrische Blumen, ein Datum und ein Bild der Madonna. Die gleichen Motive sind im Cembratal anzutreffen, wo sich allerdings die Grundfarbe und die Art des Farbauftrags ändern. Die langen, senkrechten Kacheln trugen oben reliefartige Blattmotive.



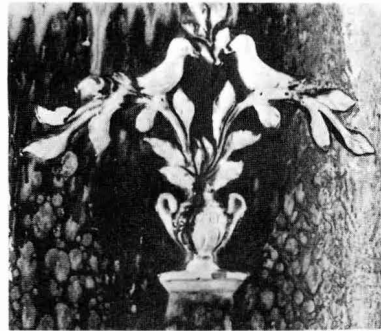
Wenn man einem solchen Kachelofen einen nobleren Anstrich geben wollte, brachte man an der Stirnseite des oberen Teils Paneele mit Medaillons an, auf denen Maria Theresia oder der Kaiser abgebildet waren. Das Tonnengewölbe verschwand in diesem Fall gänzlich.

Neben diesen kleinen bäuerlichen Kachelöfen sind im ausgehenden 18.

Jahrhundert und während des ganzen 19. Jahrhunderts auch Öfen anzutreffen, die aus zwei übereinandergesetzten, quadratisch-zylindrischen oder runden Teilen bestehen und für die Angehörigen des Mittelstands - niedrige Beamte, Kaufleute, Handwerker - bestimmt sind.

Im Sole- und im Nonstal wurde das Kupfergrün als Grundfarbe beibehalten, aber als Variante ist auch ein bräunliches Violett anzutreffen.

Die gebogenen, rechteckigen Kacheln



waren so hoch, dass sie - sobald sie mit Sockel und Gesims versehen waren - den unteren Ofenteil bilden konnten. Das Gleiche galt für den oberen Teil.

In der Mitte waren die Kacheln mit Reliefmotiven verziert, die Blüten oder





Herrscherbüsten darstellten. Auf der Spitze trugen diese Öfen einen fialenförmigen Aufsatz.
Auch im Sukanatal fanden die aus zwei Teilen bestehenden, runden Öfen Verbreitung, die in geflecktem Kupfergrün bemalt waren.
Als Motive waren Blütenzweige mit Vogelpaaren verbreitet.

Die Sockel und die Gesimse wurden mit zahlreichen grossen, kornförmigen Ornamenten bedeckt.
Auch der Empirestil fand in unserer Gegend Widerhall (Trient, Rovereto, Mori, Ala).



Die runden Öfen schmückten sich mit gestuften Kuppeln, die mit Schalen, Kugeln oder Vasen endeten.
Gegen Ende des 19. Jahrhunderts nahmen die Öfen - aus Gründen der Marktnachfrage - wieder die quadratische Form an. Sie wiesen zwar in der Mitte immer noch eine Verengung auf, waren aber nicht mehr grundsätzlich in zwei Teile untergliedert. Sie waren einfarbig, und die geprägten quadratischen Kacheln trugen geometrische Reliefmotive, die reizvolle Licht-Schatten-Spiele hervorriefen.
Die Produktionszentren der typischsten Öfen waren Sfruz, Vermiglio, Molina und Castello di Fiemme, Vigolo Vattaro, Mattarello und Olle bei Borgo Valsugana.

TÖPFERWAREN

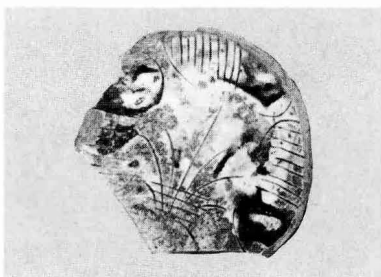
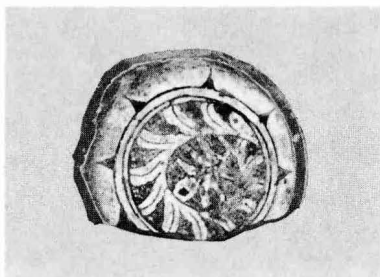
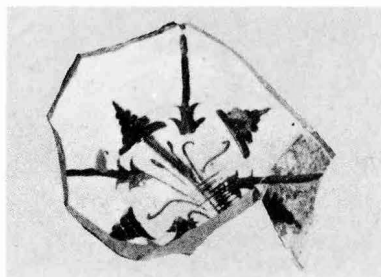
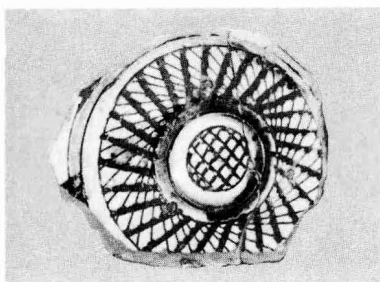
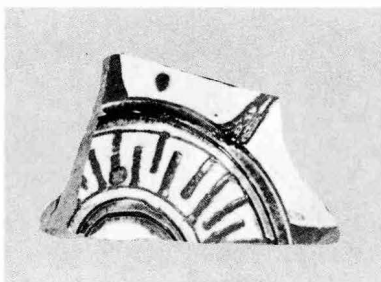
Als «Töpferwaren» verstehen wir alle Gegenstände aus gebrannter Tonmasse, vom Ziegel bis zur Porzellanvase. Der umfassendste Sektor betrifft die Herstellung von Geschirr, wie sie schon in der Jungsteinzeit nachgewiesen werden kann.

In den Pfahlbauten von Ledro sind Fundstücke in der sogenannten «Schnürchen»-Technik aus Tageslicht gekommen, nämlich Geschirr, das mit den Händen modelliert, mit Spachteln nachgearbeitet, an der Sonne getrocknet und in offenen Öfen gebrannt worden ist.

Die Töpferscheibe tritt in unserer Gegend erst in der zweiten Eisenzeit auf. Zwischen dem 13. und dem 14. Jahrhundert gelangen Keramiken mit blei- und später zinnhaltiger Glasur aus dem veronesischen Gebiet ins Trentino. Ein einheimischer Handwerker dagegen stellt bescheidenere, glasierte und einfarbige Schalen und Schüsseln her, die nur am Rand mit einem andersfarbigen Streifen verziert waren.

In Trient sind in zwei Metern Tiefe die Reste einer Wand aus glasierten Ziegeln und Reste von Schalen und Näpfen ans Tageslicht gekommen, die beim Brennen geschmolzen waren und sich verformt und miteinander verbunden hatten - was ein eindeutiger Hinweis auf eine Brennerei ist. Schalen, Teller und Schüsseln, die unter der Glasur mit der Spachtel auf Engobe eingeritzt worden sind, mit glattem und gekieltem äusserem Profil, mit kreis-, bogen- und mäanderförmigen Motiven und Pflanzenornamenten.

Schüsseln mit gelappten Bäumchen, Sternen und weiblichen Büsten, wie sie im 15./16. Jahrhundert für das Geschirr aus Legnago und aus der Emilia und Venetien typisch waren.



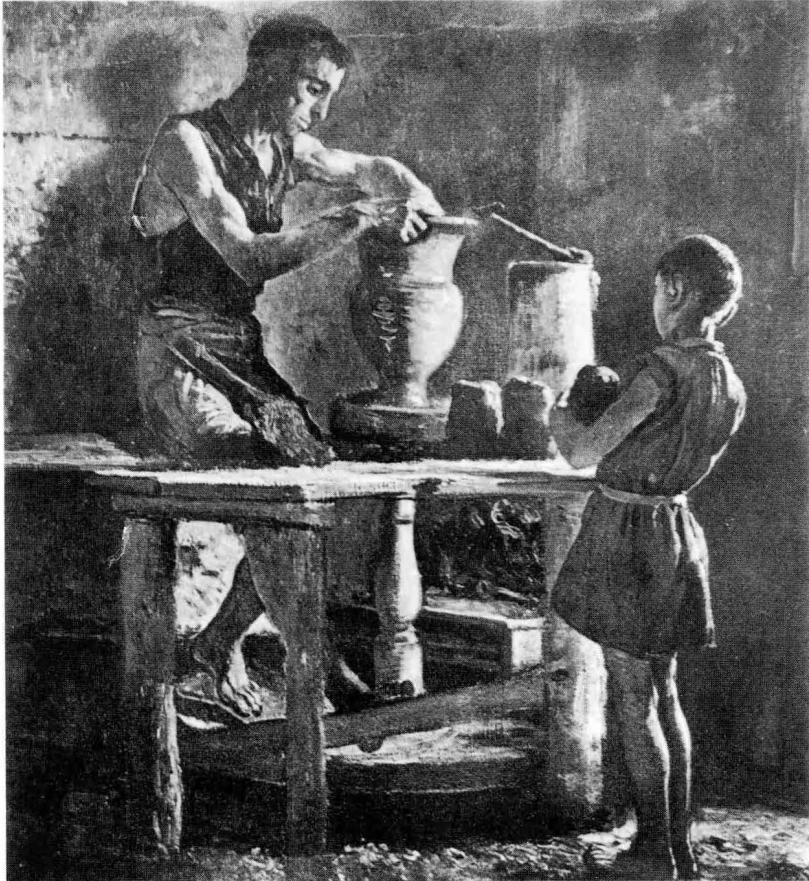
Die Farben sind frisch und leuchtend, und es überwiegen das Kupfergrün und das Gelb. Dieses Keramikgeschirr wurde auf der Töpferscheibe hergestellt.

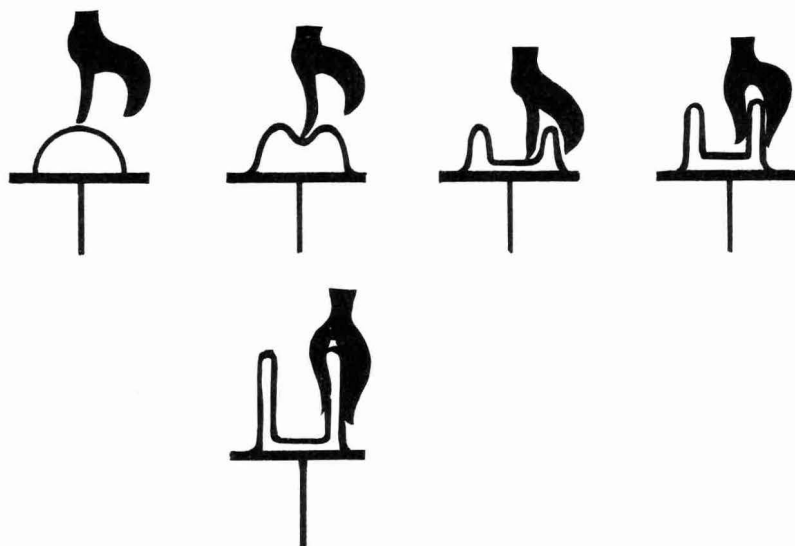
TÖPFERSCHEIBE

Sie besteht aus einer drehbaren Achse aus Holz, die in einem parallelfachen Gerüst steckt. Die Achse trägt oben die eigentliche Töpferscheibe, während sich unten das grosse waagerechte Schwungrad befindet. Der Töpfer nimmt auf einem mit dem Gerüst verbundenen Sitz Platz und drückt eine Tonkugel auf die Töpferscheibe, um dann mit den Füßen das Schwungrad in Bewegung zu setzen.

Er drückt die Tonmasse mit den Händen zusammen und gibt ihr eine spindeartige Form. Dann drückt er sie in der Mitte mit dem Daumen ein, bis er fast die Töpferscheibe berührt. Ebenfalls mit dem Daumen und mit Hilfe eines Schwamms schiebt er die Innenflächen allmählich nach aussen, während er aussen zugleich die andere Hand dagegenhält.

Durch die Drehung wird die Tonwand immer höher, bis sie praktisch die Wände einer Vase bildet. Je mehr der Töpfer die Wand zusammendrückt, desto höher und dünner wird sie. Auf der Töpferscheibe können Gefässe von beträchtlicher Grösse und in den unterschiedlichsten Formen hergestellt werden.





Ton kann auf einer Kugel, in einer Schale oder unter einer Form modelliert werden, wofür es verschiedene Formen gibt.

MODELLIERUNG AUF DER KUGEL

Die Tonmasse wird in Kügelchen zerlegt, die mit dem Daumen in die Vertiefung gedrückt werden, bis eine gleichförmige Masse entsteht. Bei symmetrischen Gegenständen, die zweigeteilt werden können, füllt man die beiden Formen mit etwas mehr Tonmasse als nötig.

Sie werden so zusammengelegt, dass die beiden Tonmassen sich berühren. Dann werden sie zusammengedrückt, um die überschüssige Masse zu beseitigen.

MODELLIERUNG IN DER FORM

Eine Gipsform wird auf den Tisch gestellt. Auf einem ausgebreiteten Tuch wird mit Hilfe eines Glättholzes die Tonmasse in der gewünschten Stärke verteilt.

Die Tonschicht und das Tuch werden auf die konvexe Form gelegt, deren Oberfläche zur Innerfläche des zu formenden Gegenstands wird. Das Tuch wird mit Schwamm und Wasser entfernt, der Ton gegen die Form gedrückt. Auf die Oberfläche wird nun eine ausgehöhlte Form gedrückt, die die spätere Aussenfläche des Gegenstands darstellt.

GUSS

Man giesst schlammartige Tonmasse in eine vertiefte Form, die man hin-



und herbewegt, damit der Ton ringsherum haften bleibt. Sobald die schlammige Masse dickflüssig ist, kann man den Vorgang wiederholen, um dem Gegenstand die gewünschte Stärke zu geben.

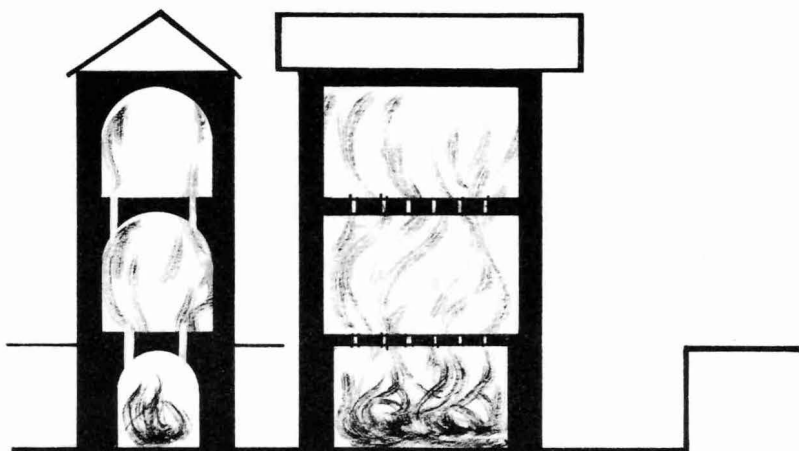
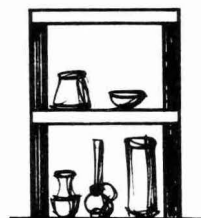
N.B.: Gegenstände, die nicht perfekt getrocknet waren, zerbrachen unweigerlich beim Brennen.

Übereinandergetürmte Teller und Schalen wurden durch Dreifüsse aus Ziegel voneinander getrennt.

BRENNOFEN

Vom 16. Jahrhundert an bestanden im Trentino Keramikbrennöfen, die mit fürstbischöflicher Genehmigung in Betrieb waren.

Sie bestanden aus einer in den Boden versenkten Kammer. Durch mehrere



Öffnungen im Gewölbe stieg die durch Verbrennen von Holz erzeugte Wärme in die darübergelegene Brennkammer. Sie war - manchmal mittels ebenso vieler Öffnungen - mit einer weiteren, darübergelegenen und überdachten Kammer verbunden.

Die Beschickung der Brennkammer erforderte grosse Geschicklichkeit. Man musste so viele Gegenstände wie möglich unterbringen und daher ihre Form, Grösse und Stärke in Betracht ziehen sowie die Tatsache, ob sie mehr oder weniger Hitze brauchten.

BESCHICKEN DER BRENNÖFEN

Die eine oder die zwei oberen Kammern besaßen Türen zur Beschickung. Die empfindlichsten Gegenstände kamen in turmartig übereinandergeschichtete Gestelle.

Die weniger empfindlichen Gegenstände wurden auf Flächen gestellt, die auf Ziegeln ruhten.

Die Türen wurden vermauert und das Feuer angezündet, zuerst 15-16 Stunden lang mit Eichenholz, dann mit Haselstrauchholz, das das Feuer 12-14 Stunden lang verstärkte. Bevor man die Türen einschlug, wartete man, dass die Temperatur sich gesenkt hatte. Man nahm das Biskuit heraus, wobei man darauf achtete, es mit Daumen und Zeigefinger so wenig wie möglich zu berühren.

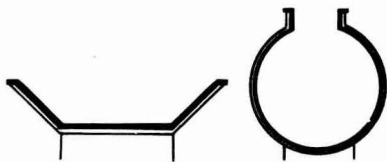
GLASIERUNG - BEMALUNG

Die Biskuits hatten eine raue und poröse Oberfläche, die Flüssigkeiten aufnehmen konnte. Aus diesem Grund mussten sie glasiert werden: Sie wurden in ein Bad aus blei- oder zinnhaltiger Glasur getaucht, die beim Brennen hart wurde, die Gegenstände wasserundurchlässig machte und ihnen Glanz und Schimmer gab.

Die Schalen, Schüsseln und Teller wurden auf der Innenfläche glasiert, die Vasen auf der Aussenseite.

Die Biskuits, die mit farbigen Ornamenten bemalt werden sollten, wurden in eine weisse Glasur getaucht, auf Drehscheiben gestellt und mit Hilfe von Pinseln und Farben mit Streifen, Flechtornamenten, Blumenmotiven und Mensch- oder Tierfiguren verziert. Dann wurden sie vorsichtig und im rechten Abstand voneinander wieder in den Brennofen gestellt.

Ein schlechter Brennvorgang, eine falsche Unterbringung konnten dazu führen, dass die Glasur schmolz und die Gegenstände miteinander verklebte und dadurch ruinierte.



DACHPFANNEN - FLACHZIEGEL - ZIEGELSTEINE

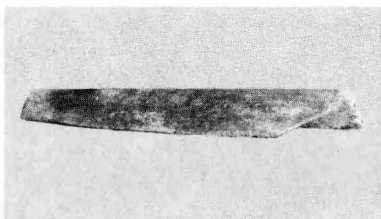
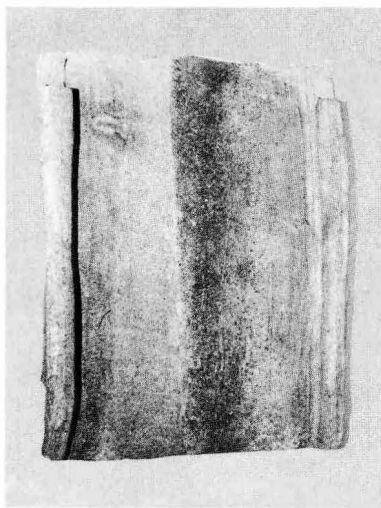
Bei Ausgrabungen treten überall im Trentino die Reste von römischen Dachpfannen und Flachziegeln zutage, nur selten von Ziegelsteinen.

Das braucht nicht zu verwundern; denn die damaligen Bauherren wussten die reichen Steinbrüche zu nutzen, in denen sie rosa und weisses Kalkgestein als Baumaterial gewannen.

Dachpfannen und Flachziegel dagegen fanden beim Dachdecken Verwendung.

Man kann das Bestehen von sehr aktiven Brennöfen bei den Orten Ala, Villa Lagarina, Mattarello, Caldonazzo, Olle-Borgo Valsugana, Terlago, Vezzano, Padergnone, Mezzocorona, Sanzeno und Romeno nachweisen.

Dachpfannen und Flachziegel, die manchmal Töpfermarken trugen, dienten auch für einfache Gräber, wobei acht Flachziegel und zehn Dachpfannen verwendet wurden.



«Tegulae et laterum» hatten im Mittelalter auf dem Trentiner Markt eine so grosse Bedeutung, dass die Satzungen der Stadt Trient (Buch II, Kap. 77-78) ihre Grösse festlegten, und die Brennofenbesitzer durften nur vorher kontrollierte und einwandfrei gebrannte Ziegel verkaufen.



Vom 16. Jahrhundert an ist in den Urkunden häufig die Rede von Brenn-öfen, in denen vor allem Dachpfannen hergestellt wurden.

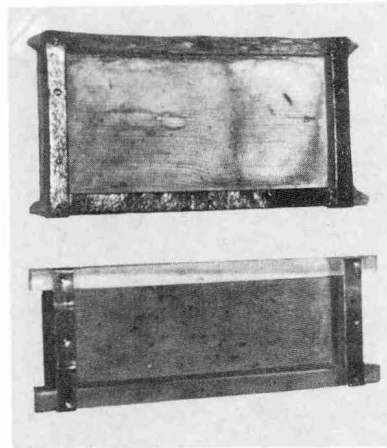
In Trient war ein solcher Brennofen im Jahr 1559 im Ortsteil Malvasia in Betrieb.

Die zwischen Terragnolo und Trambileno gelegene Brennerei San Nicolò spielte im 17. Jahrhundert eine bedeutende Rolle. In dieser Zeit nämlich wurden die Holzdächer in den grössten Ortschaften durch Ziegeldächer ersetzt.

Ein schönes Beispiel aus der Vergangenheit stellt noch die alte Ziegelbrennerei in Volano dar.

Die Ziegel wurden hier folgendermassen hergestellt: Ein wasserundurchlässig gemachter natürlicher Graben wurde mit Wasser und dann mit Töpfererde gefüllt, die hier eine Zeitlang «reifte». Sie wurde mit den Händen, manchmal auch mit den Füßen bearbeitet und dann auf grosse Tische gebracht. In hölzerne Ziegelformen wurde mit den Händen die Tonerde ge-

drückt. Die überschüssige Erde wurde mit einer Schnur, die an einem kleinen Bogen befestigt war, entfernt. Wenn die Form jetzt rasch umgedreht wurde, fiel der Ziegel auf dafür vorbereitete Bretter heraus und wurde an der Sonne getrocknet.



TRENTINER FESTTAGSTRACHTEN

Im Trentino haben sich vier verschiedene Gruppen von Feiertagstrachten teilweise bis heute erhalten: die Tracht von Mezzano und dem Primiero überhaupt, die Tracht aus dem Tesino, besonders aus Pieve und Castello, die Fleimstaler und die Fassataler Tracht mit ihren verschiedenen Unterformen. Die Männertracht im Tesino hat heute eine andere Farbe als das ursprüngliche Rotbraun. Der Schnitt, die Form

der Taschen, die Einfassungen stehen im Trentino einzig da. Eine Statistik über die in den verschiedenen Tälern verwendeten Stoffe hat das Ergebnis erbracht, dass als Farbe grösstenteils ein Rotbraun vorherrschte, mit feinen weissen, erdbräunen oder schwarzen Streifen oder ganz zartem, weinrotem Karomuster.

Der gleiche Stoff wurde für die Brautkleidung verwendet. Im Schnitt, in der Verarbeitung des Mieders, in den weiten Rockfalten entspricht die heutige Frauentracht mit gewissen Einschränkungen der früheren Kleidung - was nicht für Farbe und Stoffart gilt.



Der Stoff wurde früher aus natürlicher Wolle gewebt, gefärbt und dann gewalkt.

Das Mieder weist immer eine andersfarbige oder gefranste Einfassung auf, und es hat zwei oder vier silberne Knöpfe.

In den Mitgiftverzeichnissen ist oft von weissen Leinenschürzen die Rede, die innen mit Bändern und Kordeln verziert waren, aussen herum mit Spitzen.

Die typische venezianische Schürze des 18. Jahrhunderts ist äusserst anziehend. Die frühere Tracht wies auch eine türkisfarbene Falbel auf. Die Strümpfe waren aus weisser, gewalkter Wolle. Neben den weissen Blusen mit Stickereien am Ausschnitt werden häufig spitzen- und bänderbesetzte Kragen erwähnt sowie Hauben und Haarnetze.

Bei den venetischen Frauen aus dem Volk waren Schuhe beliebt, die eine pantoffelartige Sohle und eine leicht nach vorn stehende Spitze hatten. Am überzeugendsten ist heute noch

die weibliche Frisur. Der Scheitel und die rund um den Kopf gelegten Zöpfe geben der Frau die Möglichkeit, die Haarnadeln festzustecken.

Der Männerhut ähnelt in der Form dem aus dem Gebiet um Treviso oder aus dem Tesino, wie ihn 1855 ein holländischer Maler skizziert hat.



Im Tesino war der Rock, der aus feinstem Tuch und dicht gefältelt war, hinten länger als vorne. Er war mit dem vorn niedrig gehaltenen

Mieder verbunden, in dem der trapezförmige Brusteinsatz steckte, der symbolisch wichtigste Bestandteil der Tracht. Er wurde von zwei Seidenkor-



deln gehalten, die mit dem Mieder verbunden waren. Der untere Teil des Rocks bestand aus einem 15-20 cm hohen Volant aus rotem oder gelbem Wollstoff.



Die Schürze war ursprünglich aus leichtem, flaumigem Wollstoff, und der einfarbige Grund war dicht mit kleinen, ebenfalls einfarbigen Blümchen übersät.

Die weissen Strümpfe waren mit Lochmuster oder Knöpfen verziert. Zwischen

dem 17. und dem 18. Jahrhundert waren weisse, gesteppte Hauben in Umlauf. Nach dem 18. Jahrhundert bekam die Haartracht eine grössere Rolle. Die Haare waren in der Mitte gescheitelt und geflochten und wurden vom Nacken aus rings um den Kopf gelegt. In die Stirn und über die Ohren fielen Korkenzieherlocken.

Die auf dem Oberhaupt fünf- oder sechsmal miteinander verschlungenen und dann zu einer 15 cm hohen Spitze aufgestellten Zöpfe, durch die sich ein schwarzes, flatterndes Band zog, waren das äussere Zeichen der verheirateten Frau.

Rund um den Kopf wurde eine schwarze Spitze gelegt.

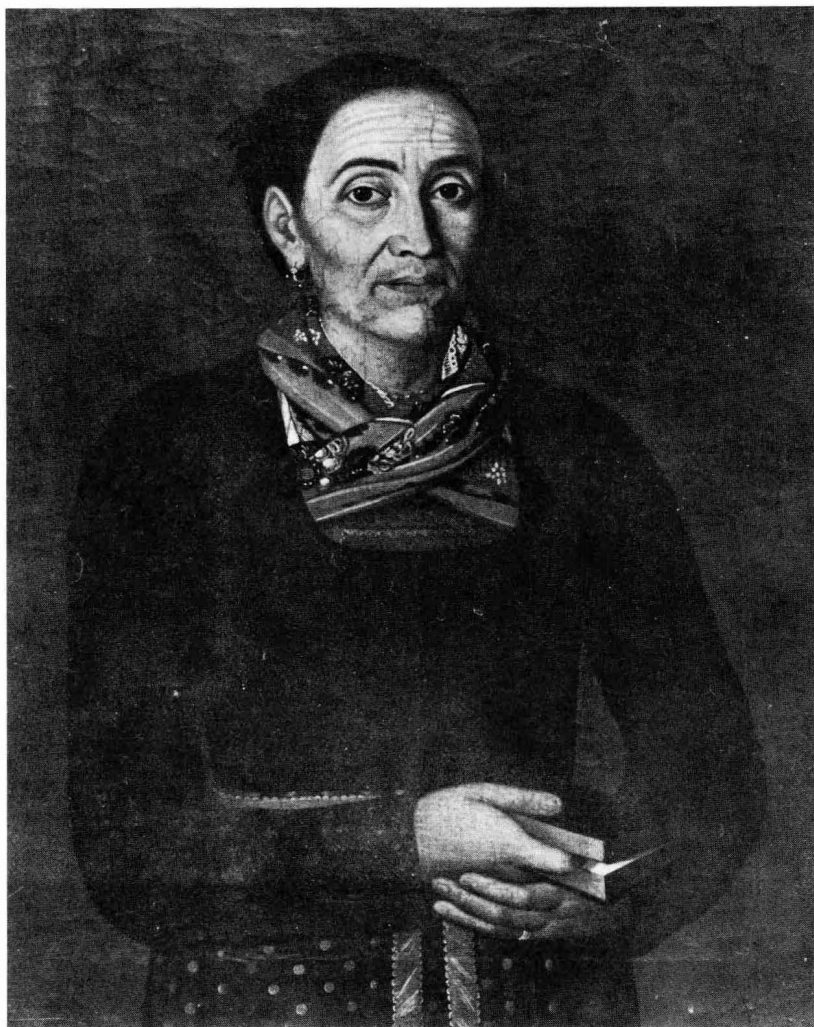
Eine mehrreihige Granatkette unterstrich das Weiss der Bluse, die einen zarten Spitzenkragen hatte und bis zum Busen meisterhaft bestickt war. Ein grosses, mit Fransen besetztes Halstuch aus feinstem, bedrucktem Wollstoff wurde zu einem Dreieck gefaltet und über die Schultern gelegt, und es fiel bis auf die Hüften herab. Die Männertracht war aus dunkelblauem, kräftigem, schwerem Wollstoff. Eine ursprünglich wahrscheinlich kurze Jacke wurde im Laufe der Zeit



durch eine Jacke ersetzt, die vorn kurz war, während sie hinten zwei Schösse «nach französischer Mode» aufwies. Im Fassatal kam es zur «Begegnung» und zum «Zusammenstoß» von drei unterschiedlichen Trachten: Eine war typisch für das benachbarte Fleimstal, die zweite stammte wahrscheinlich aus dem Tal selbst, während die dritte starke Einflüsse der ladinischen Täler aufweist.

Im Fassatal ist niemals von einem rückwärts reich gefalteten, kardinalroten Rock die Rede und von einem

gleichfarbigen Samtmieder. Hierbei handelte es sich um die älteste Tracht. Den gleichen Schnitt und den gleichen reichen Faltenwurf wies eine zweite Tracht auf, deren schwarzes oder grünschwarzes Samtmieder von winzigen Röschen mit Blütenstengeln und seitlichen Blättchen übersät war. Dieses Mieder, das vorn mit unsichtbaren Häkchen verschlossen wurde, hatte einen rechteckigen Ausschnitt. Zur Tracht gehörte eine weisse Leinenbluse mit am Handgelenk enganliegenden Ärmeln, die am Ansatz zu Puffär-



meln wurden. Am Hals und am Handgelenk war die Bluse mit Spitzen verziert. Die weite Seidenschürze war aus geblühten Stoff. In die auf traditionelle Art gekämmten Haare wurden strahlenförmig sechs oder acht Silbernadeln mit rhomboedrischem Kopf gesteckt, während zwischen Haare und Knoten ein beinerner Kamm kam. Zwischen die Bluse und den Mieder-ausschnitt wurde über Kreuz ein geblühtes, zu einem Dreieck gefaltetes Seidentuch gesteckt, das am oberen Rand einen Zierstreifen aus leichtem weissem Tüll hatte. In diesem Fall trugen die Frauen, um die Wirkung dieses Tuchs nicht herabzusetzen, kein Schultertuch. Die dreireihige Korallenkette wurde nach dem Jahr 1800 durch eine lange, zehn- oder zwölfreihige Silberkette ersetzt. Die dritte weibliche Tracht, die im Fassatal anzutreffen war, bestand aus einem weiten, hinten gefältelten Rock aus dunkelblauem Stoff, den unten zwei gelbe Seidenstreifen schmückten, aus einem leuchtend roten Mieder mit goldgelben Rändern und V-Ausschnitt, das vorn mit einem Zickzackverschluss in Scheingold verschnürt wurde. Im Mieder steckte ein dreieckiges, trapez- oder herzförmiges Busentuch mit dichter Bändchenstickerei.



Über das Mieder und das Busentuch fiel ein weiter, rechteckiger, ringsum von Spitzen gesäumter Kragen herab, den mehrere Bändchen in den Fassataler «Nationalfarben» schmückten. Die weisse Schürze aus durchbrochener Spitze hob sich gut vom Rock ab. Um den Hals die übliche, zehn- oder zwölfreihige Silberkette, dazu Ohrgehänge, die manchmal tropfenförmig waren. In den im Nacken zusammen-



geflochtenen Haaren die üblichen silbernen Haarnadeln.

Die Männertracht aus dem Gebiet von Penia wurde aus schwerem gewalktem Wollstoff genäht, und sie bestand aus einer kurzen, hell kaffeebraunen Jacke aus Wolltuch. Die anliegenden

Bundhosen waren seitlich mit drei Knöpfen verschlossen. Die rote Weste trug vorn zwei senkrechte Reihen von je fünf Knöpfen. Ein schmaler Leder-gürtel mit grosser Schnalle, die mit Silberfadenstickereien und Nagelköpfen verziert war. Die Schuhe, die Pantof-feln mit niedrigem Absatz ähnelten,

waren aus kräftigem, dunklem Leder. Die heute noch verbreitete Männer-tracht aus schwarzblauem Stoff ist in grossen Zügen von der Fleimstaler Tracht herzuleiten.

Auf der roten Wollweste, die zwei Knopfreihe aufweist, fällt eine gold-gelbe Zierleiste auf.



NAHRUNG

Vor dem 19. Jahrhundert waren Jagd und Fischfang für das Volk verboten. Nur einige wenige durften - als «Vertrauensmann» des Fürstbischofs oder des Herrschers - diese Tätigkeiten ausüben. In den Trentiner Urkunden ist vom 13. Jahrhundert an von Gerste, Hirse und Roggen die Rede. Weizen galt als besonders hochwertiges Gut. Erst nach dem 18. Jahrhundert finden in unserer Gegend auch der Mais und die Kartoffel Verbreitung.

Aus den Erzählungen unserer Grosseltern wissen wir, dass die Milch für die Kleinkinder bestimmt war, aber noch mehr für die abzusetzenden Kälber. Bis vor 50 Jahren kam in manchen Dörfern Fleisch nur einmal im Monat auf den Tisch, in vielen anderen nur einmal im Jahr, anlässlich der grössten Feste und Feierlichkeiten. Doch auch die ärmsten Bauern züchteten vom 13. Jahrhundert an Schweine, die im Herbst oder Winter geschlachtet wurden. Ihr Fleisch wurde zum Pökeln in Holzbottiche eingelegt.

Das Fett wurde ausgelassen und in Keramikkrügen aufbewahrt, der Speck wurde im Rauchfang geräuchert. Ein Teil des Fleisches, dem man mageres, minderwertiges Fleisch hinzufügte, wurde zu Wurst verarbeitet.

Das Blut wurde gleich beim Schlachten zu Blutwurst verarbeitet. Tägliche Speisen waren Kürbis-, Kartoffel- oder Rübensuppen und Maisbrei, sowie Bohnen- oder Buttermilchsuppen, in denen mit der Hand zerkleinerte Nudeln gekocht wurden.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts fand die Polenta, ein Maisbrei, immer mehr Verbreitung: sie sättigte, war aber nicht nahrhaft. Und unter der unterernährten Landbevölkerung litten immer mehr Personen an einer wahren Sozialkrankheit: der Pellagra.

Zu diesen Gerichten kamen noch Kartoffel- und Hirsefladen und manchmal etwas Magerkäse. Andere Speisen waren so gut wie unbekannt.

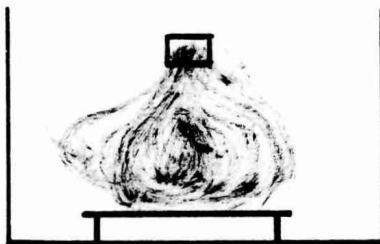
FEUERSTÄTTEN IN DER KÜCHE

Viele Jahrtausende lang sind die Feuerstätten immer gleich geblieben: sie waren offen.

Heute kann man sie hier und da noch in alten Palästen bewundern. Aber aus den Häusern im Gebirge sind sie verschwunden.

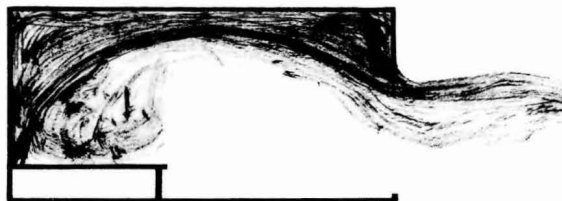
Vor 1920 gab es noch überall offene Feuer: eine 2x2 m grosse, zwischen 10 und 40 cm hohe Basis, die sich an der Mitte einer Wand befand.

In der Decke hatte der Raum ein Loch, durch das - mit oder ohne Kamin - der Rauch abziehen konnte.

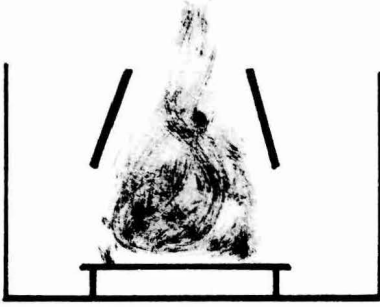


Im Fersen-, im Rabbi- und im Pejotal befand sich diese Öffnung über der Küchentür, die direkt auf einen Balkon oder auf die Strasse ging.

Die Küchen waren an der Decke voller Rauch, in Höhe der sitzenden Personen dagegen völlig rauchfrei. Doch sobald man aufstand, begann man in diesen «Räucherammern» zu husten.



Von den offenen Feuerstellen, die auch durch feuerbeständige Steine in Höhe des Fussbodens begrenzt waren (Fersental), ging man zu 30-40 cm hohen Feuerstätten über, die mit grossen Rauchkappen versehen waren.



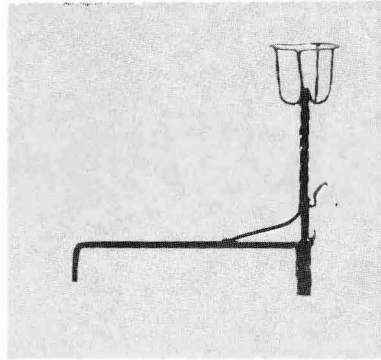
ZUBEHÖR FÜR DIE OFFENEN FEUERSTELLEN

Damit die offenen Feuer brennen konnten, bedurfte es einiger einfacher Geräte.

Mit dem Feuerhaken wurden die Asche entfernt und die Glut angefacht. Mit der Feuerzange ergriff man die glühenden Holzstücke, um ein zweites Feuer anzuzünden.

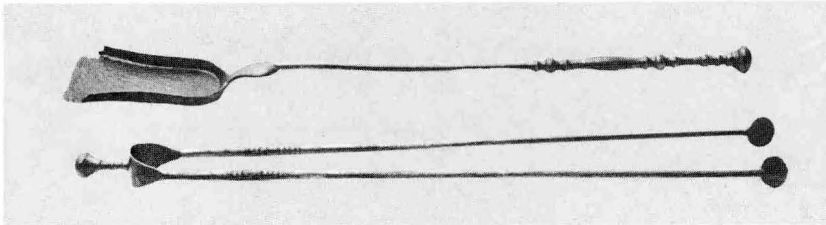
Die Schaufel diente oft dazu, um die glühenden Holzkohlen in den Bettwärmer zu tun.

Im Laufe der Zeit war der Feuerbock in zwei Formen verbreitet: Er bestand aus einer gedrehten Säule, die oben einen waagerechten Ring trug, an den die Schaufel, die Feuerzange und der Feuerhaken gehängt werden konnten, oder aber aus einer doppelten Säule, die mit einem beweglichen Arm verse-



hen war, auf den ein Gefäß kommen konnte.

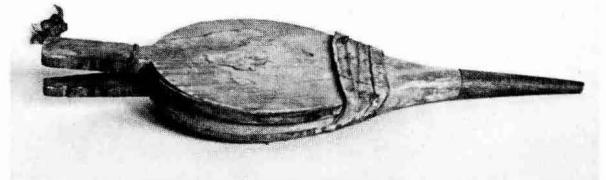
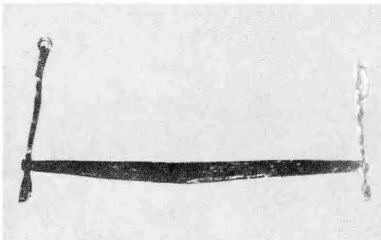
Mit einem hölzernen oder eisernen

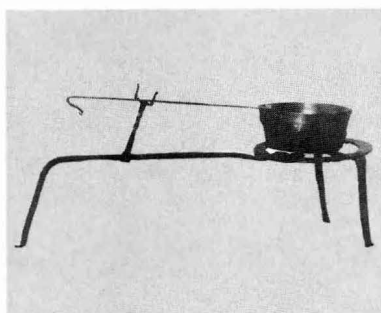
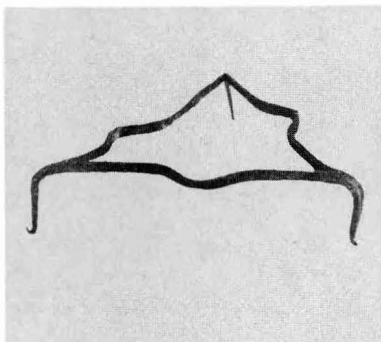
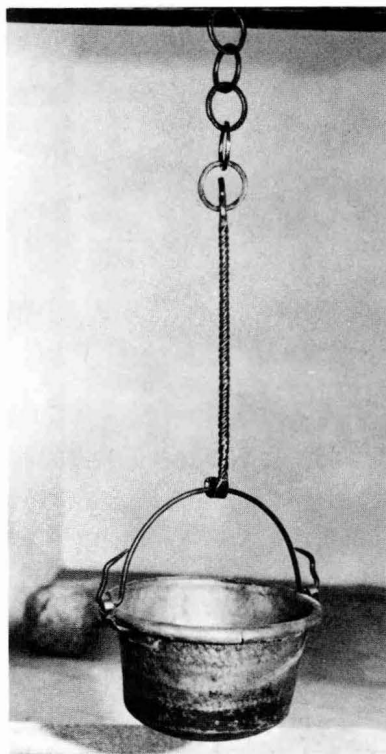


Damit die Holzscheite besser brannten, wurden sie auf einen Feuerbock gelegt, nämlich eine eiserne, mit Füßen versehene Querstange.

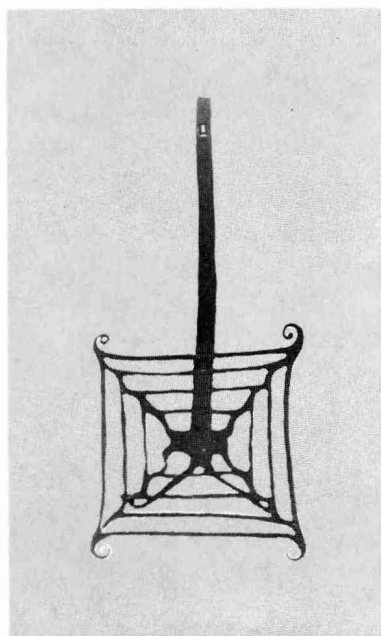
Blasrohr oder einem doppelten Blasebalg aus Holz und Leder wurde das Feuer angefacht.

Vom Rauchfang oder von der Decke



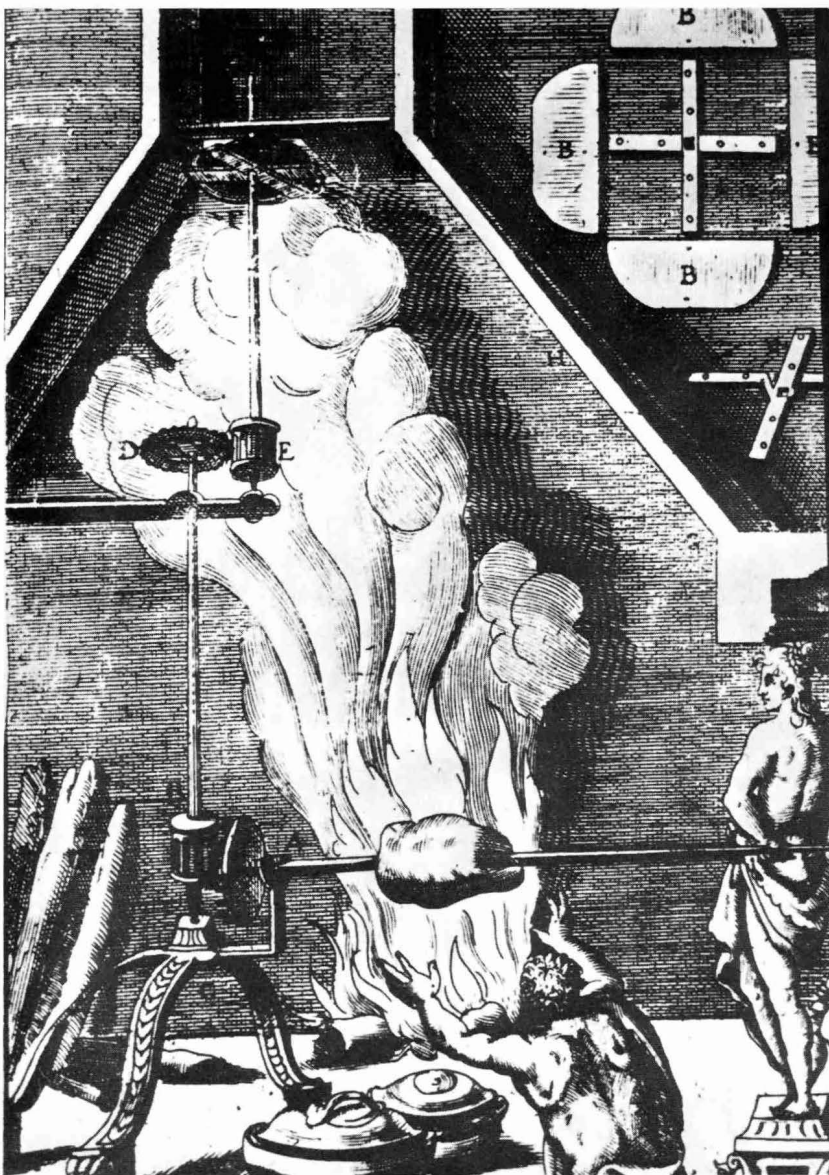


hingen an Stangen befestigte Eisenketten herab. Sie endeten mit geraden oder gebogenen Stielen, die oben und unten je einen Haken aufwiesen. Die Kette konnte dadurch verlängert oder verkürzt werden, dass man den Haken in einen bestimmten Ring einhängte. Die flachbodigen Töpfe mit langem Stiel wurden auf einen runden oder dreieckigen Dreifuss gestellt. Auf einem festen oder beweglichen Rost konnten auch Fleischscheiben gebraten werden, ohne das Feuer zu ersticken. Die Bauern benutzten weder den mit Gewichten oder Federn betriebenen Bratspiess, noch Kupferpfannen, Fettfänger, Kasserolen für Süsspeisen oder dreifüssige Bronzetöpfe.



Zum Aufspießen des Fleisches bedienten sie sich einer einfachen, zugespitzten Eisenstange. Die Suppen wur-

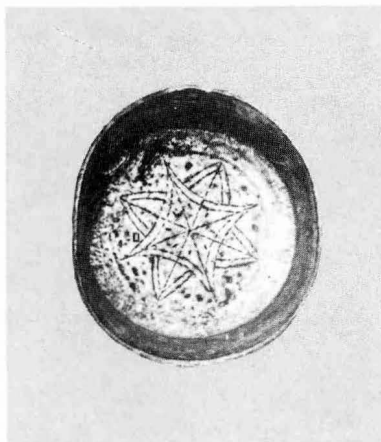
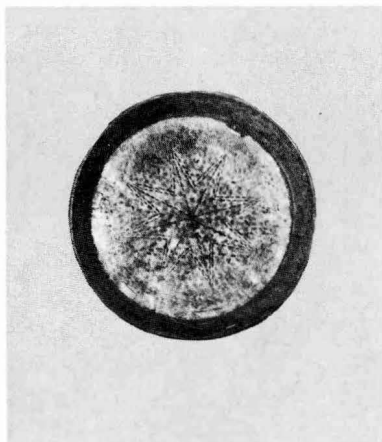
Pfannen mit niedrigem Rand aus verzinnem Kupfer gebacken. Der Polentakessel fand nach 1750



den in gusseisernen Töpfen gekocht, die Kuchen aus Weizen- oder Roggenmehl in runden oder rechteckigen

Verbreitung. In riesigen Töpfen wurden das ganze Jahr über Kartoffeln und Kürbisse gekocht, Gersten- und

● M. Bartolomeo Scappi, «L'arte del cusinare», Venedig 1605.



Hirsensuppen, Milchsuppen mit Mehl, Zwiebeln und Porree.

Auf drei Seiten war das Feuer, vor allem im Winter, von Sitzbänken umgeben. Der Rand der Feuerstätte wurde auf diese Weise zum Tisch.

Die Feuerstellen wurden dann 60-70 cm hoch, was die Arbeit der Hausfrauen beträchtlich erleichterte. Daneben tat sich die Öffnung des Backofens auf, der sich im Nebenraum oder an der Aussenwand des Hauses befand. Als Beleuchtung beim Kochen und Backen diente das Feuer selbst; denn man wollte so wenig wie möglich Lampenöl verbrauchen.

Vor 100 Jahren fanden die ersten geschlossenen Herde Verbreitung. Sie bestanden anfangs aus einem gemauerten, in einer Ecke aufgestellten Parallelfeld, das mit einer Brennkammer, einer Brennkammeröffnung und oben einer Öffnung versehen war, in die ein sich verengender Kochtopf gestellt werden konnte.

Neben diesem geschlossenen Herd wurde aber weiterhin die offene, mit einer Kette ausgestattete Feuerstelle benutzt.

Um 1860-70 wurden gusseiserne Herde mit zwei von beweglichen Ringen verschlossenen Öffnungen, einem Backofen und einem Wasserbehälter eingeführt. Diese aus dem Ausland kommenden Herde waren aber nur den Reichsten zugänglich.

Doch der Bauer ahmte sie bald nach. Auf ein in der Mauer befestigtes Holzgerüst mit zwei Beinen kam ein Boden

aus Ziegeln und Kalkmörtel, während für die Wände die Kacheln der alten Öfen des 18./19. Jahrhunderts verwendet wurden.

Die Feuerkammer wurde durch kleine Türen verschlossen. Auf einer Seite war Platz für ein senkrechtes Gefäß aus verzinnem Kupfer: den Wasserbehälter.

Um 1920 kam um diese Ziegelstruktur ein eisernes Gerüst mit vier Beinen, sodass der Herd jetzt die Küchenwände nicht mehr berührte.

GEFLOCHTENE STÜHLE

BAUERNSTÜHLE

Beispiele von hohen, schmalen geflochtenen Stühlen, die denen unserer Bauern ähneln, sind schon auf langobardischen und mittelalterlichen Stein tafeln aus dem friaulischen Raum anzutreffen.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts kamen sie aus dem venetischen Gebiet auch ins Trentino, und bis vor 30 Jahren kamen alljährlich Strohflechter zu Fuss und mit Stroh beladen ins Land, um die Stühle zu reparieren.

Sie zogen durch Städte und Dörfer und machten mit ihren typischen, langgezogenen Rufen auf sich aufmerksam. Die kaputten Stühle wurden auf die Strasse getragen und direkt im Freien repariert.

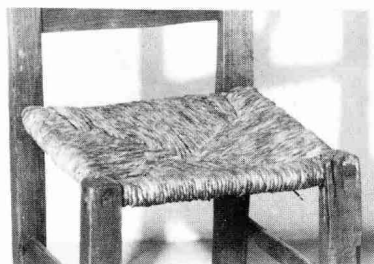


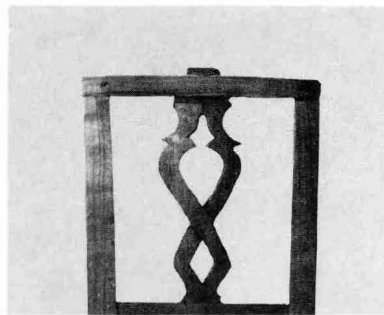
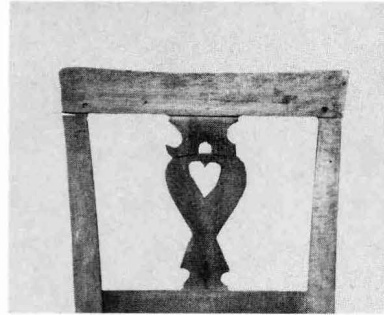
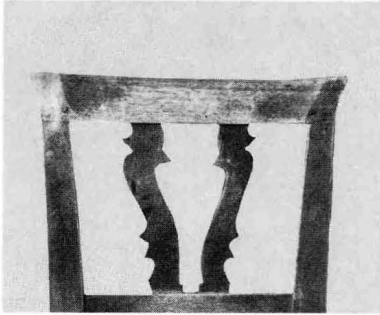
Diese Strohflechter hatten immer einen Jungen im Alter von 10-14 Jahren bei sich, der auf diese Weise das Handwerk erlernte.

Bekannte Zentren waren Canal San Bovo, Sagron und Mis im Gebiet des Primiero.

Diese schlichten, bescheidenen Holzstühle haben oft bemerkenswert geformte Lehnen, die einen besonderen Hinweis verdienen.

Zwischen die zwei waagerechten





Querhölzer fügte der Handwerker ein unterschiedlich ausgeformtes, geometrisches Motiv ein, das er aus zwei getrennten oder sich berührenden Brettern gewonnen hatte.

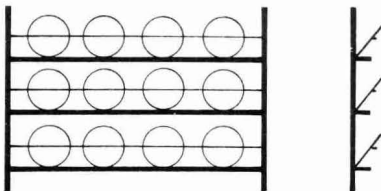
TELLERHALTER

Bei diesem Möbel, das sich über der Kredenz befand, handelt es sich um ein offenes Regal mit Borden in unterschiedlichem Abstand und schmalen Leisten, gegen die schräg Schüsseln und Teller gelehnt werden.

Auf den unteren, breiteren Borden befanden sich meist grosse Keramik- oder Holzschüsseln, auf den oberen, schmalen Borden flache und tiefe Teller.

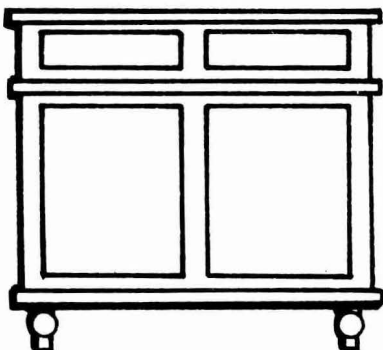
Diese einfachen Möbel, die seit dem 14. Jahrhundert bekannt waren, verbreiteten sich auch in den ärmsten Häusern.

Sie hatten eine eindeutig praktische Zweckbestimmung, gewannen aber an ästhetischem Wert durch ihre Profile, deren besondere, schön ausgearbeitete Motive von der jeweiligen Zeit und Mode geprägt wurden.

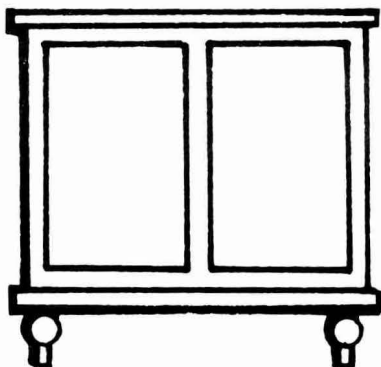


KREDENZ

Dieses aus zwei Teilen bestehende Möbel fand gegen Ende des 16. Jahrhunderts in den Bauernhäusern Einzug. Die Vorderseite und die Seitenwände erfuhren mehrmals beträchtliche Veränderungen, bis die Struktur dann vom Anfang des 19. Jahrhunderts an gleich blieb.



Der untere Teil wies oben zwei Schubladen auf, darunter ein grosses, von zwei Türen verschlossenes Fach. Er war so gross wie eine Kommode und ruhte auf vier zwiebelartigen Beinen. In den Schubladen wurden Servietten, Tischtücher und Brot aufbewahrt, im Fach Weizen- und Maismehl sowie Gefässe von unterschiedlicher Grösse. Der kleinere, obere Teil stand mit vier dünneren, ebenfalls zwiebelartigen Beinen auf der Platte des unteren Möbelteils.



Ausser den beiden Türen wies die Kredenz innen noch mehrere Fächer auf, in denen Gläser, Flaschen, aufeinandergetürmte Teller, die Kaffeemühle und der Zucker untergebracht werden konnten.

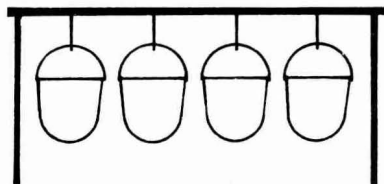
EIMERHALTER

Zu den ältesten Küchenmöbeln gehört der Eimerhalter. Er war notwendig, da man im Haus einen gewissen Wasservorrat brauchte. Denn bis vor 100 Jahren hatten selbst die Häuser in der Stadt kein fliessendes Wasser. Das Wasser wurde durch Holz-, Stein- oder Keramikrohre oder durch Bleirinnen lediglich bis zu den Brunnen geleitet, die sich auf den Plätzen oder an den Strassenkreuzungen befanden. In Trient gab es derlei Brunnen am Domplatz, auf der Piazza Venezia, beim Krankenhaus Santa Chiara, auf der Piazzetta delle Erbe, der Piazza Belle-sini und am Vanga-Turm.

Man schöpfte das Wasser in zwei Kupfereimer, die mittels eines auf der Schulter ruhenden «Eimerbügels» ins Haus getragen wurden.

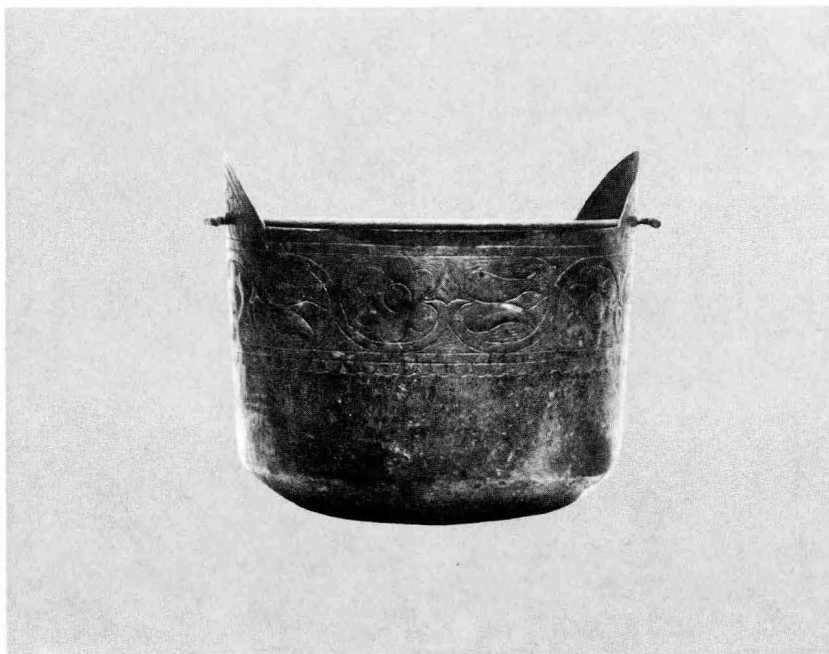
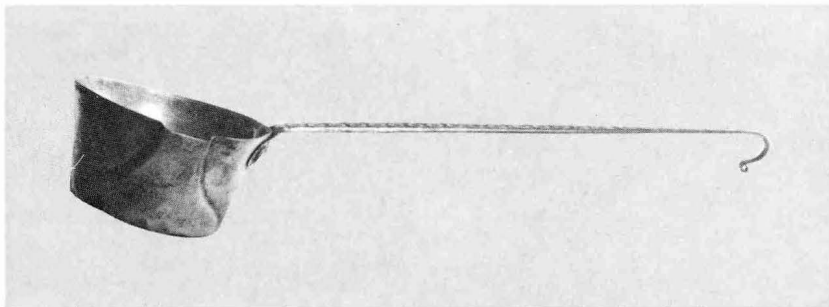


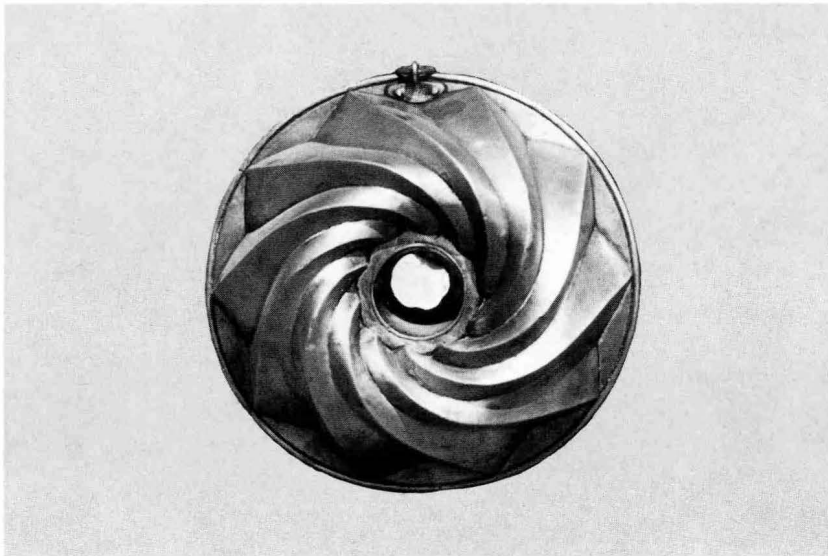
Im Haus bedurfte es eines geeigneten Geräts, an dem die Eimer aufgehängt werden konnten. Es bestand ursprünglich aus einer einfachen, waagerech-



ten, in der Mauer befestigten Stange mit Haken, entwickelte sich aber im Laufe der Zeit zu einem mit hohen Flanken versehenen Bord, an dessen Unterseite die Haken steckten.

Später wurden unter dem Bord auch mehrere Schubladen und ein mit Haken versehener Balken angebracht, an dem Eimer in gerader Anzahl hingen. Zum Wasserschöpfen benutzte man eine kupferne Schöpfkelle, ein tassenförmiges Gefäß mit sehr langem Stiel. Von der Renaissance an begann man in den besseren, wohlhabenderen Kreisen der Ernährung grössere Be-





deutung beizumessen und feinere Gerichte zuzubereiten. Für diese neuen, verfeinerten Speisen brauchte man auch entsprechend neue Gefässe. Die Gastmahle bekamen eine soziale Bedeutung. Die zerbrechlichen Keramikpfannen wurden durch leichte Kupfergefässe in unterschiedlicher Form und Grösse ersetzt. Die Kupfergefässe können so hergestellt werden, dass sie äusserst dünne Wände haben, und sie können innen verzinkt werden, damit die Speisen nicht verderben. Sie sind leicht zu erwärmen, wie sie auch leicht wieder abkühlen. Sie können mit Asche, Mehl und Essig geputzt wer-

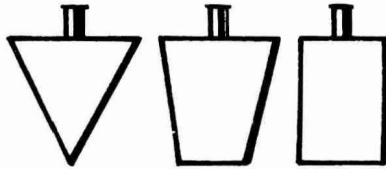
den und beleben mit ihrem schimmernden Glanz jede Tafel. Aus Kupfer sind Locher, Koch- und Schmortöpfe, Pfannen, Eimer, Durchschläge, niedrige und hohe Pfannen, Siebe, Kuchenformen, Schüsseln, Kessel, Deckel, Fettfänger, Behälter zum Aufbewahren, Wärmeplatten und Auftrageteller. Im 15. und 16. Jahrhundert kommt auch eine Legierung in Mode: das «wie Gold glänzende» Messing. Aus diesem Metall sind Gefässe, Gabeln, Löffel und Messerstiele. Neben Löffeln und Tellern aus Keramik kommen allmählich auch solche aus Zinn in Gebrauch.

LANDWIRTSCHAFT

LANDWIRTSCHAFTLICHE GERÄTE

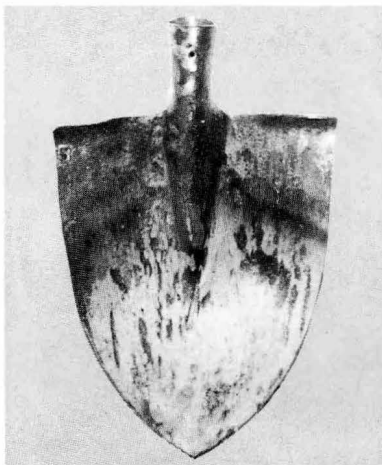
Der Boden wird bearbeitet, indem man ihn auflockert, ausgleicht, einebnet. Dazu braucht man verschiedene einfache Geräte, wie Spaten und Hacken, oder kompliziertere Geräte, wie Pflüge und Eggen.

Der Spaten besteht aus einem Stiel mit einer Rinne, auf den eine dreieckige, trapezförmige oder rechteckige Eisenplatte gesteckt wird.



Der Arbeitsvorgang hat drei Phasen:

- 1.) Die Schaufel wird senkrecht in den Boden gerammt.
- 2.) Mit dem Stiel wird die Schaufel so bewegt, dass die Erdscholle abgelöst wird.
- 3.) Der Spaten wird angehoben, die Erdscholle aufgeladen und dann mit einer Drehung des Stiels wieder abgeladen.

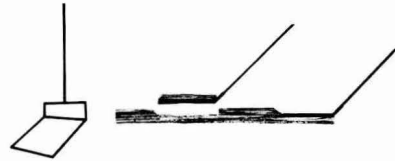


Auf diese Weise wird der Boden umgegraben.

Die V-förmige, scharfe Schaufel des Spatens wird durch das Körpergewicht in den Boden getrieben. Der Umgräber bewegt sich immer rückwärts, sodass er den umgegrabenen Boden nicht zu betreten braucht.

SCHAUFEL

Sie unterscheidet sich vom Spaten durch die Form der Schaufel und die Länge des Stiels. Zwei Drittel der Schaufel sind eckig abgebogen.



Der Bauer hält den Schaufelstiel so, dass der vordere Schaufelteil waagrecht liegt. Er schiebt sie dann nach vorn in die Erde ein, wobei er mit dem Bein nachdrückt. Die Schaufel ist eher zum Verladen von Erde geeignet als zum Umgraben.

HACKEN

Sie bestehen aus einer Metallplatte und einem in ein Loch gesteckten Stiel. Die Platte kann rechteckig oder spitz sein oder auch die Form eines gleichschenkligen Dreiecks haben, wodurch sie besser in den Boden eindringt. Beim Arbeiten hebt man die Hacke bis über den Kopf an, um sie dann nach unten zu schwingen. Die Hacke arbeitet weniger perfekt als der Spaten. Der Hacker bewegt sich vor-

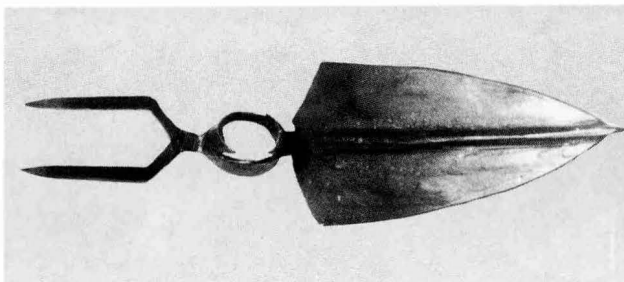
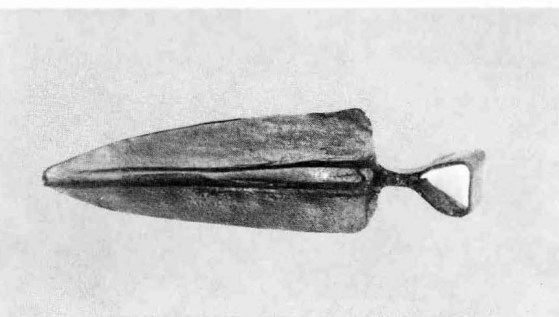




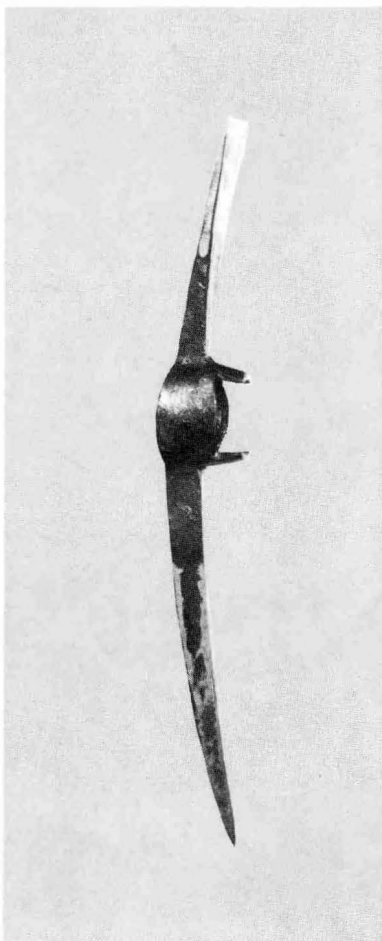
wärts, tritt also auf den schon bearbeiteten Boden. Aber dieses Gerät hat vielerlei Verwendungsmöglichkeiten: Man kann damit den Boden auflockern, häufeln, die vom Pflug aufgeworfenen Erdschollen zerhacken und den Boden einebnen.

SPITZHACKEN

Sie haben einen kürzeren Stiel und eine schmalere, kräftigere Platte. Sie treten in verschiedenen Formen auf. Eine Spitzhacke mit zwei kräftigen Zähnen, die über dem Stielloch angebracht sind, eignet sich gut zur Bearbeitung von steinigem Boden.

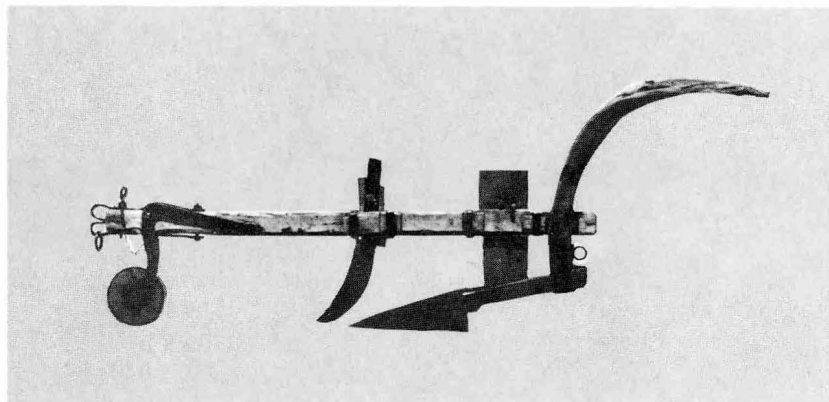
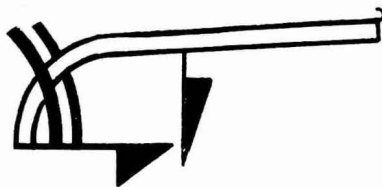


Für harten, schweren Boden und tiefe Rigolen benutzt man eine Spitzhacke, die eine Spitze und eine Axt aufweist.



PFLUG

Der Pflug tritt in der Landwirtschaft an die Stelle des Spatens. Er bricht den Boden auf, verteilt ihn und wendet ihn um, wobei er lange parallele Furchen zieht.



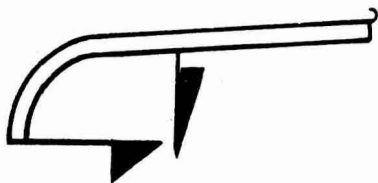
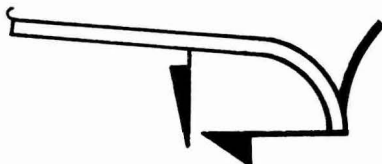
Er hat zwei Schneiden:

- 1.) das senkrechte Pflugmesser,
- 2.) die Pflugschar, die den Boden beim Vorwärtsbewegen waagrecht aufbricht.

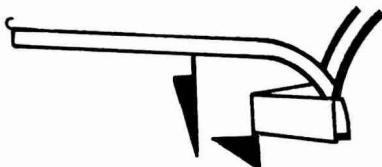
Diese beiden Schneiden sind mit einem kräftigen Gerüst aus Pflugbaum und Sterzen verbunden.

Beim Pflugbaum handelt es sich um ein natürlich gebogenes Stück Buchenholz, an dessen vorderem Ende sich ein Verbindungshaken befindet.

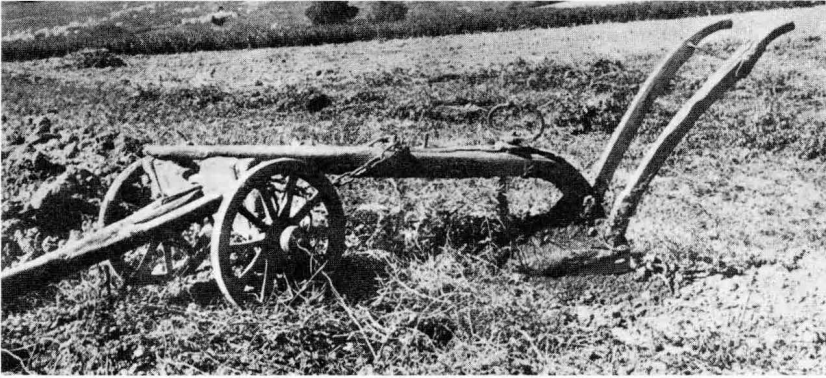
Die Pflugschar ist meist mit dem Streichblech verbunden, durch das die vom Pflugmesser und von der Pflugschar abgelöste Scholle verschoben und umgewendet wird.



Manchmal sind die Pflugschar und der Pflugbaum auch durch eine Basis verbunden, die den Boden berührt. Vor dem Pflug und mit dem Pflugbaum



Die Sterze bilden einen mit dem Pflugbaum verbundenen Lenker, mit dem der Bauer den Pflug führen kann. Manche Pflüge besitzen nur einen Sterz.



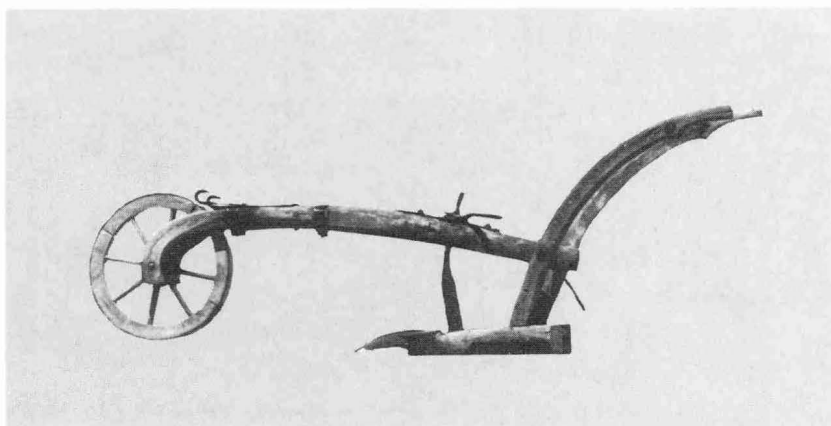
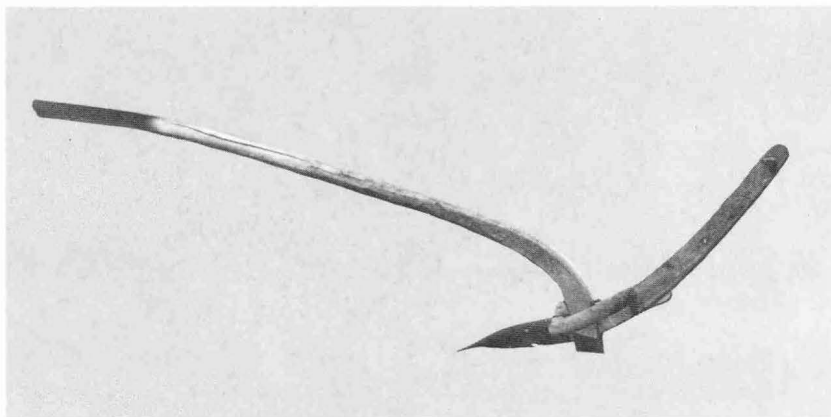
verbunden befindet sich ein kleines Vordergestell, das zwei Räder oder manchmal auch nur ein Rad hat. Das Streichblech und dieses Vordergestell sind deutlich auf einem Fresko

des 15. Jahrhunderts im Adlerturm in Trient zu erkennen (Monatsbilder im Schloss Buonconsiglio). Der erste dieser beiden typischen Trentiner Pflüge zeigt unter Verwen-



dung eines Fundstückes aus den Pfahlbauten von Ledro, wie ein vorgeschichtlicher Pflug ausgesehen haben

könnte. Der zweite gehört zu den sogenannten «alpinen Pflügen».



EGGEN

Diese Geräte dienen zum Zerkleinern und Einebnen des schon umgewendeten Bodens. Sie ergänzen also die vom Pflug getane Arbeit. Vor 30 Jahren bestand ihr Gerüst aus einem kräftigen Rahmen mit mehreren Öffnungen. Mehrere gleichmässig verteilte, hölzerne oder eiserne Zinken drangen in das Erdreich ein und ebneten es beim Fortbewegen ein.

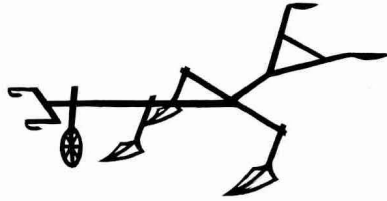
Sie hatten ein dreieckiges Steuer mit einem Haken, der mit jedem Zugmittel verbunden werden konnte.

Auf dem vorderen Querbalken wurden manchmal nebeneinander Reisigbüschel befestigt und mit Steinen beschwert, wodurch der Boden noch besser eingeebnet wurde.

se Arbeit musste bei Weizen, Buchweizen, Roggen, Leinen und Kartoffeln vorgenommen werden, und zwar mit sogenannten Jäthacken.

Es war eine mühsame Arbeit, die aber regelmässig und geduldig durchgeführt werden musste.

Gegen 1930 fanden in Gegenden mit



JÄTHACKEN

Eine der wichtigsten und heikelsten Arbeiten während des Wachstums ist das Jäten.

Beim Jäten wurde das Unkraut zwischen den angebauten Pflanzen entfernt, damit es sie nicht erstickte. Die-

entsprechend geeignetem Boden Jäthackmaschinen Verbreitung, die nach dem Vorbild der Modelle Howard und Smyth hergestellt und mittels des Zugscheits von einem Ochsen oder einem Pferd gezogen wurden.

● Schloss Buonconsiglio, Adlerturm, Monatsbilder.

WEIN

Hochentwickelte römische Geräte, die im Gebiet von Terlagio-Calavino ans Tageslicht gekommen sind, lassen auf eine Weinverarbeitung von hohem Niveau schliessen.

Beweise dafür sind ein parallelfaches Steinbecken mit einer äusseren Rinne, die von einer mittleren Rinne und einer Abflussöffnung getrennt wird, sowie

direkte Kontrolle über ihre Weinbaugebiete aus, die daher bis auf wenige Ausnahmen vernachlässigt waren.

Anders war die Lage bei den Mönchsorden. Gemäss ihrem Grundsatz vom Beten und Arbeiten unternahmen sie - als gründliche Kenner der römischen und der mittelalterlichen landwirtschaftlichen Tätigkeiten - eine gut organisierte Kampagne, um unbebaute Gebiete in gepflegte Weingärten zu



drei grob verputzte Zisternen und Keramikgeräte aus dem Gebiet von Dosso Asiöl, Rocchetta und Cedonia. Zu Beginn des 13. Jahrhunderts übten die Lehnsherren, deren Besitz über weite Gegenden verstreut lag, keine

verwandeln. So bearbeiteten die Augustinermonche aus San Michele all'Adige die Gebiete um San Michele, Faedo, Auer und Kurtatsch.

Vom 13. Jahrhundert an dürften die Fürstbischöfe einen Teil des Weinbe-

darfs aus den Gebieten um Verona, Mantua und Brescia eingeführt haben. Als sich aber die Ergiebigkeit erhöhte, mussten sie - um den inneren Bedarf zu decken und der Nachfrage zur Ausfuhr nach Tirol nachzukommen - die einheimische Weinwirtschaft schützen, indem sie die Einfuhr ausländischer Weine untersagten.

Dieses «Veto», das schon in der ältesten Trentiner Stadtordnung erhalten ist, wurde in die 1427 unter Alexander von Masow ausgearbeiteten Statuten erneut aufgenommen. Zuwiderhandlungen wurden mit dem Einzug des Weines, des Karrens, der Tiere und einer Geldbusse bestraft.

Gleichzeitig mit der Entwicklung der Weinwirtschaft kam es auch zu einer Entfaltung des Fassbinderhandwerks. Von 1418 an wurde Trient von einheimischen und deutschen Fassbindern

geradezu überflutet. Die Fassbinder stellten längliche Fässer, Fässer und Tragkufen unterschiedlicher Grösse und Umfüllgefässe her, wobei sie fast immer Lärchenholz benutzten. Die Fassringe spielten eine so grosse Rolle, dass sie ohne Genehmigung des Bischofs nicht aus der Stadt ausgeführt werden durften. Sie durften auch nicht ohne Erlaubnis verkauft und auf Booten ausserhalb des Landesgebiets befördert werden.

Zum Traubenpressen wurden vom 13. Jahrhundert an auf dem Land überdachte Keltern aufgestellt.

Ein Fresko der Monatsbilder im Adlerturm des Schlosses Buonconsiglio gibt uns ein Bild von der Struktur einer solchen Kelter, wie sie im frühen 15. Jahrhundert in Betrieb war.

Diese typischen Weinpressen wurden bis in die heutige Zeit verwendet.



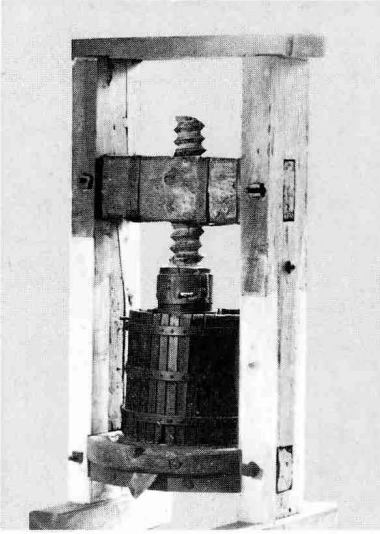
Schloss Buonconsiglio, Adlerturm, Monatsbilder.



Die mächtige, mit Armkraft gedrehte Schraube sollte nicht eigentlich den Balken nach unten drücken, sondern ihn so weit niederdrücken, dass er mit seinem Gewicht die Trauben presste. Die Beeren wurden auf diese Weise ausgepresst, aber nicht zerquetscht. Um 1800 kamen kleinere Kelter in Betrieb.

Ein runder Behälter mit in gewissen Abständen gesetzten Leisten, der sich in einem senkrechten, mit einer grossen Schraube versehenen Rahmen befand, wurde mit den Trauben gefüllt.

Die durch Armkraft von einem Hebel bewegte Schraube übte Druck auf eine kräftige Scheibe aus, die die Trauben auspresste. Auf diese Weise blieb der ganze Traubensaft erhalten. Nicht mehr die Qualität des Produktes zählte, sondern die volle Ausnutzung. Bei der Weinlese wurden unterschiedliche Behälter aus Holz benutzt: geflochtene Weidenkörbe für die geernteten Trauben; hölzerne, mit Holz- und später Eisenreifen verstärkte Kübel, mit denen eine beträchtliche Menge an Trauben auf



dem Rücken befördert werden konnte; runde oder stumpfkegelförmige Bottiche von beträchtlicher Grösse, in die der Inhalt der Kübel geschüttet wurde; Stampfer mit breitem Kopf, die durch Armkraft von oben nach unten und umgekehrt bewegt wurden und damit die Beeren zerkleinerten;



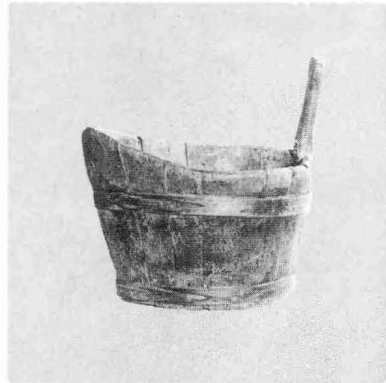
Traubenquetschen, nämlich Holzkisten mit zwei Querhölzern, durch die sie auf den Bottichen gehalten werden konnten, mit gelochtem Boden, in de-



● Schloss Buonconsiglio, Adlerturm, Monatsbilder.

nen die Trauben direkt mit den Füßen zerstampft werden konnten; ein- oder zweihenklige Bütten, die nicht nur zum Traubentransport dienten, sondern auch zur Aufnahme und Umfüllung des Mostes;

längliche Fässer, die waagrecht auf den Karren befestigt wurden, um den Most oder den Wein der ersten Kelterung aus den Weingärten in die Weinkeller in Dörfern und Städten zu befördern.

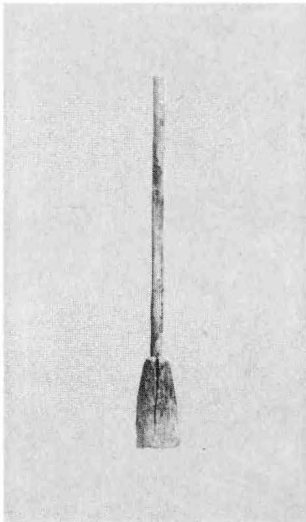


FASS

Das Fass besteht aus einer gewissen Anzahl an Dauben sowie aus zwei Böden. Die Dauben unterscheiden sich von denen der Bütten und Eimer. Sie haben nach hinten gebogene Flanken, sodass die äussere Fläche grösser ist als die innere.

Zu diesem Zweck werden beträchtlich starke Holzbretter mit stemmeisenförmigen Äxten bearbeitet.

Die Wölbung ist unterschiedlich, je nachdem, ob Behälter mit runder oder mit elliptischer Basis hergestellt werden sollen: Sie ist bei den runden Fässern gleich, bei den elliptischen verschieden.



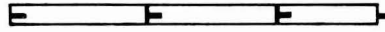
Zur Erleichterung der Arbeit bedient sich der Fässbinder vorgeformter Schablonen, die es ihm ermöglichen, den Teilen sofort die richtige Form zu geben.

Die Wölbung der Daubenseiten wird dadurch erreicht, dass die Dauben auf

● Schloss Buonconsiglio, Adlerturm, Monatsbilder.

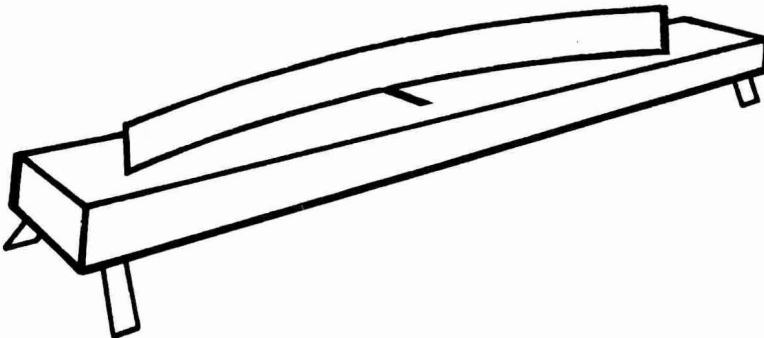
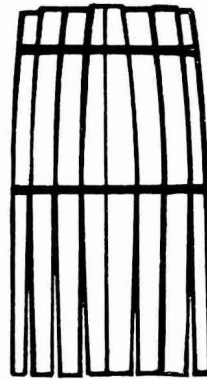
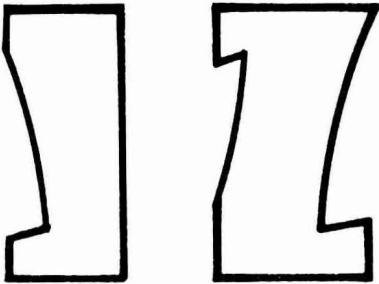


Die Fassböden werden aus einem oder mehreren Brettern gewonnen. Wenn man mehrere benutzt, werden die Bretter durch Zähne und Rinnen miteinander verkeilt, sodass eine widerstandsfähige Fläche entsteht.



Sobald ausreichend viele Dauben von einer bestimmten Länge und Breite ausgewählt worden sind, werden sie nebeneinander in einen Reifen von der gewünschten Grösse gestellt, der sie auf etwa halber Höhe umschliesst.

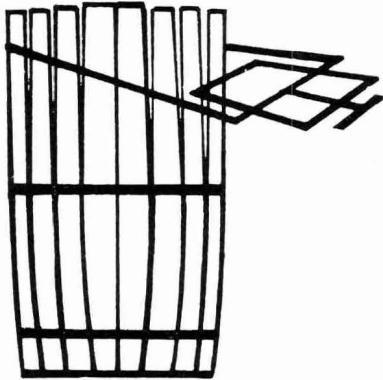
der ganzen Länge mit grossen, auf vier Füßen stehenden Hobeln bearbeitet werden, deren Schneide sich an der Oberseite befindet.



Da dabei meist eine Lücke offenbleibt, wird die letzte Daube in der nötigen Breite eingefügt.

Mit dem Hammer wird der Reifen festgeschlagen, und um das Fass wird ein zweiter Reifen gelegt.

Das Fass wird umgekehrt. Zum Zusammenschliessen der anderen Dauben benutzt man eine Zwinde: ein rah-

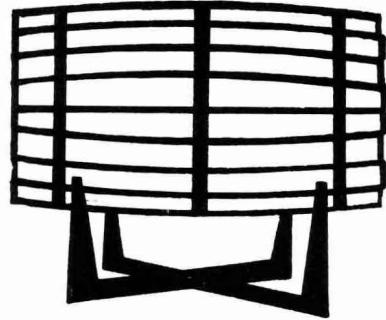


menförmiges Gerät, das den das Fass umgebenden Strick mittels einer Schraube und einer Hantel an sich zieht. Mit einem Holzschlegel schlägt man auf die Daubenköpfe, bis sie alle

die gleiche Höhe haben. Der künftige Behälter wird auf ein Gestell mit nach oben gerichteten Beinen gelegt.

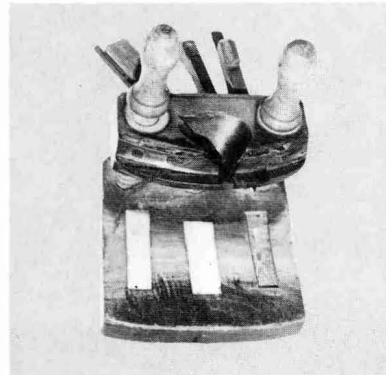
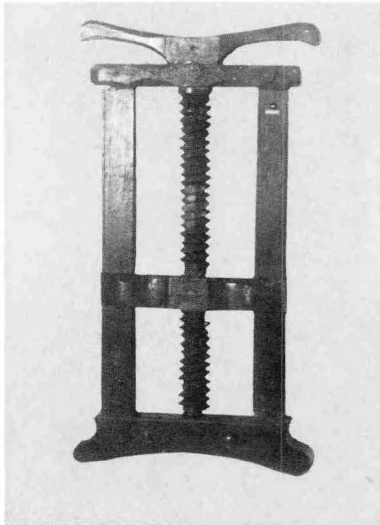
Der Fassbinder sägt zuerst alle überstehenden Dauben ab, um sie dann innen in Randnähe mit einer hackenförmigen Axt zu bearbeiten, bis sie eine regelmässige Oberfläche haben.

Mit einem Gergelhobel, den er vor-



und zurückbewegt, schneidet er in Randnähe innen eine kreisförmige Kimme ein.

Die runden Böden werden mit dem Zirkel markiert, die elliptischen mit Hilfe von zwei Nägeln und einer Schnur. Die überstehenden Teile werden wegge-



sägt, und der Rand wird mit einem besonderen Hobel abgeschragt.



Um die Böden einzulegen, nimmt der Fassbinder den in Randnähe angebrachten Reifen ab. Die Dauben geben nach, und er kann den Bodenrand in die Kimme einführen.

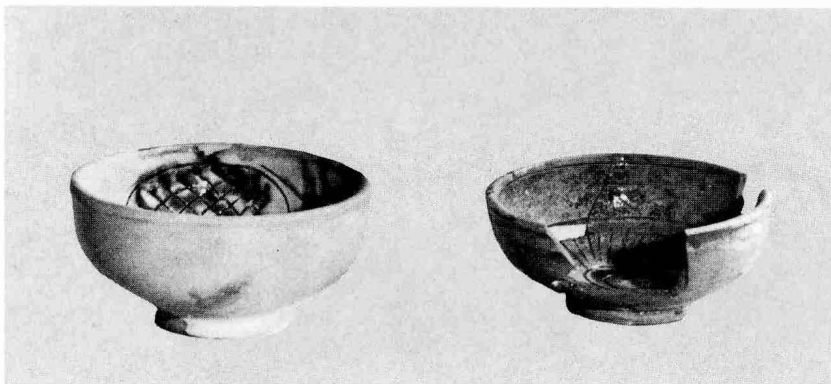
Der Boden kann auf zwei Arten angepasst werden:

- 1.) Er kann nacheinander in mehreren Teilen eingefügt werden.
 - 2.) Der ganze Boden kann eingesetzt werden, indem man die Dauben mit einem Streckgerät ausweitet.
- Vier Reifen sind für ein Fass noch nicht ausreichend. Für normale Fässer werden sechs Eisenreifen und bis zu 24 Holzreifen benutzt.

SCHALEN

Auf keiner bildlichen Darstellung des «Abendmahls», die in Europa nach dem 13. Jahrhundert entstanden ist, fehlt eine Schale.

Es handelt sich um eine kleine Keramikschüssel ohne Henkel, die täglich zum Weintrinken benutzt wurde. Sie wurde mit Daumen und Zeigefinger beider Hände an den Mund geführt. Sie war auf der Innenseite oft glasiert und mit eingeritzten, dem Zeitgeschmack entsprechenden Motiven verziert.



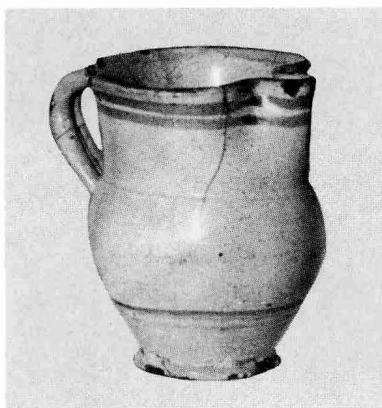
Kein anderes Geschirr ist bei Ausgrabungen von mittelalterlichen Bauten so häufig ans Tageslicht gekommen. Bei Versuchen hat man festgestellt, dass sie zwischen 0,250 und 0,260 Liter Flüssigkeit enthalten konnten.

Um das Jahr 1500 wurden die damals

noch oft benutzten Schalen in den wohlhabenden und adeligen Häusern durch geblasene, kelch- oder stumpfkegelförmige Gläser verdrängt, die oft Rippen oder mit dem Diamanten eingeritzte Ornamente aufwiesen.

KRÜGE

Nach dem 13. Jahrhundert wurde der Krug das geeignetste Gefäß, um in den Wirtshäusern Wein aus den Fäs-



sern zu zapfen und ihn direkt den Gästen zu servieren. Sie konnten $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{2}$ oder 1 Liter fassen und hatten dementsprechende Bezeichnungen.

Es handelte sich um schlanke Gefäße mit flachem Boden, stark dreilappigem Schnabel und bandförmigem Henkel,

der an der breitesten Stelle ansetzte. Sie waren aussen mit Ausnahme des Fusses von einfachen Glasuren überzogen. Innen und unter dem Fuss wurde ein Firnis aufgetragen.

Anfangs wurden die Krüge mit manganfarbigen und kupfergrünen Dekorationen verziert. Gegen das 15. Jahrhundert wurden die Glasuren durch einen zweiten Brennvorgang leuchtender und weisser.

Durch einen halsförmigen Fuss, eine weite, sich oben verengende Bauchung und einen breiten, ausgeprägten Schnabel bekamen die Krüge eine zierlichere Form. Der Henkel bestand aus zwei verknüpften Bändern, die oben mit dem Krugrand und unten mit der Bauchung verbunden waren. Da er nicht nur zum Weintrinken, sondern auch zum Ausschchenken diente, wurde er meist mit Blumenornamenten versehen oder mit einem blauen, auf zie-

gelroten Grund aufgemalten Vogel, der auf einem Zweig sass.

BRANNTWEIN

In der Renaissance kommen in Europa eine ganze Reihe Heilmittel in Umlauf, und bei diesen neuen Forschungen findet die Destillation Verwendung. In den Alchimistenlabors werden die seltsamsten und raffiniertesten Destillierapparate benutzt, um Flüssigkeiten, Kräuter, Obst und Blumen zu destillieren.

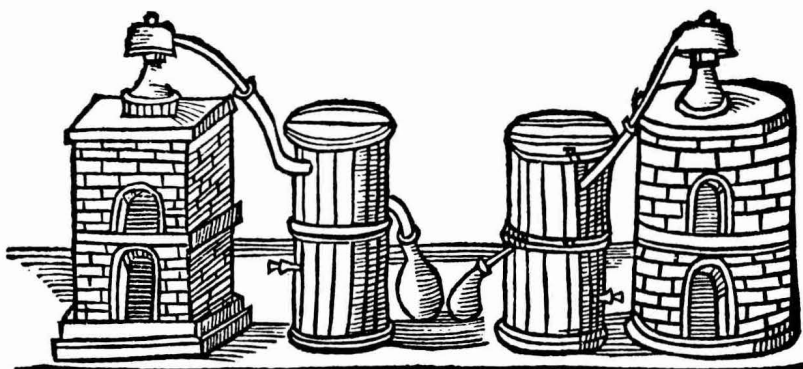
Die älteste Trentiner Urkunde, in der von «Aquavit» die Rede ist, stammt aus dem Jahr 1507. Wir wissen mit Sicherheit, dass der Branntwein 1556 so weit verbreitet war, dass einige Schutzmassnahmen getroffen werden mussten.



Im Jahr 1673 wird er in Kneipen und Wirtshäusern reichlich ausgeschenkt, und die besten Kunden sind die Soldaten.

Ursprünglich wurde Branntwein nur aus Wein destilliert, um 1600 mit vene-

tischen Destillierapparaten in der Form von Ziegelöfen, mit einer Kupferserpentine in einem Holzfass, wie Girolamo Rubeo sie entworfen hatte. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts wird auch der Trester verarbeitet.



D 2 Hoc



Der Destillierkessel wurde oft aus einem normalen, an der Öffnung verengten Kessel gewonnen. Auf die Öffnung wurde eine mit einer Serpentine versehene Kappe gesetzt, die fest ange-drückt wurde.

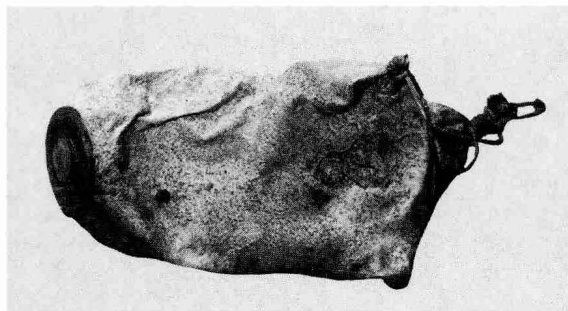
Der Kessel kam auf eine Feuerstelle aus Ziegeln oder Mauerwerk, sodass der Boden und ein Teil der Kesselwände vom Feuer berührt wurden.

Die spiralenförmige Serpentine wurde in ein hölzernes Fass eingeführt, in dem ständig Wasser ein- und ausfloss. Um das Jahr 1900 kamen im Suganatal und im Gebiet von Arco gemeinschaftliche Destillierapparate auf. Sie wurden auf einem vierrädrigen Gestell angebracht und konnten damit je nach Bedarf von einem Haus ins andere gebracht werden.

In allen Trentiner Tälern gab es neben der Weinwirtschaft auch besondere Liebhaber der Grappa (Trester-schnaps), die mit Heilkräutern ange-reichert wurde.

Das Cembratal ging im frühen 20. Jahrhundert wegen der Schwarzbrennerei und des Grappaschmuggels in die Geschichte ein. In Pergine, Avio und im Dreieck Dro-Arco-Tenno dagegen wurde Grappa auf regelrecht industrieller Basis erzeugt.

Man braucht nur die notariellen Urkun-



den der Zeit durchzublättern oder aufmerksam durch dieses Gebiet zu streifen: an Häusern wird man noch alte Aufschriften wie «Schnapsbrennerei» oder «Schnapsverkauf» antreffen. Das «Feuerwasser» wurde im Cembra-tal in Schläuchen aus umgewendetem Ziegenfell geschmuggelt, in denen es sich perfekt hielt, ohne an Qualität zu verlieren.

BRANNTWEINBÜTTEN

In den besseren Schenken und bei den Grappahändlern gab es besondere hölzerne Behälter, in denen die Grappa aufbewahrt werden konnte, ohne dass sie trüb wurde.

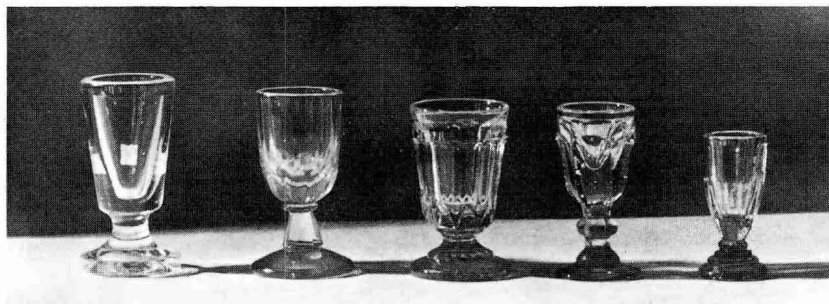
Es handelte sich um kleine, stumpfkugelförmige Fässer aus Lärchenholz, die 20-40 Liter fassen konnten. Der obere Deckel wies in der Mitte eine runde Öffnung mit Deckel auf, aus der die Flüssigkeit aber nicht ausgeschüttet werden konnte.

Um Branntwein zu entnehmen, stellte man die Bütte auf eine Bank und führte langsam einen runden Mischer mit langem senkrechtem Stiel oder eine kleine Flasche mit weitem Mund ein, die an einem Leinenfaden hing. Es war ein echter Ritus, und der Branntwein wurde auf diese Weise niemals trüb.

SCHNAPSGLÄSER

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts wurde





überall in den Wirtshäusern Brantwein ausgeschenkt. Daraus erwuchs der Bedarf nach besonderen Gläsern, die einen Schluck Schnaps, der auf einen Zug getrunken wurde, enthalten konnten. Sie hatten unterschiedliche Stärke und Form, damit der Trinker nicht genau die Menge beurteilen konnte, und sie wurden aus minderwertigem Pressglas hergestellt - was eine Frage der Kosten und des Ersparnisses war: Denn in Gesellschaft wurde nach dem ersten Gläschen gern ein zweites oder ein drittes gekippt, und nicht selten wurden die Gläser dabei am Boden zerbrochen.

BRANNTWEINFLÄSCHCHEN

Der Schnaps wurde zu einem notwendigen Übel in den Häusern der Reichen, zu einem herzstärkenden Getränk auf einer Reise. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts kam in Venedig eine Flasche aus geblasenem und gedrehtem Glas auf den Markt, die im 19. Jahrhundert in den österreichischen Glasfabriken in Kramsach und Hörnbrunn hergestellt wurde.

Um die Jahrhundertmitte ahmten auch Glashütten in Nordtirol dieses Modell nach. Auf die Flaschenöffnung kam dazu noch ein zapfenförmiger Zinnschnabel, der bequem an die Lippen geführt werden konnte.

Dieses gelbe, erbsengrüne oder blaue Fläschchen fand rasch im Alpenraum und in Bayern Verbreitung.



INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort	Seite	3
Müllerei	»	5
Eisenverarbeitung	»	7
Weberei	»	14
Almwesen und Almprodukte	»	19
Holzverarbeitung	»	23
Keramik	»	55
Trentiner Festtagstrachten	»	67
Nahrung	»	74
Landwirtschaft	»	84

